

Campanus

Delicti

Nr. 346 | 20. Januar 2011

Die Wochenzeitung
für die HHU

Die Spenden-Strategie

Ohne Spenden geht es nicht

4

Die AStA-Strategie

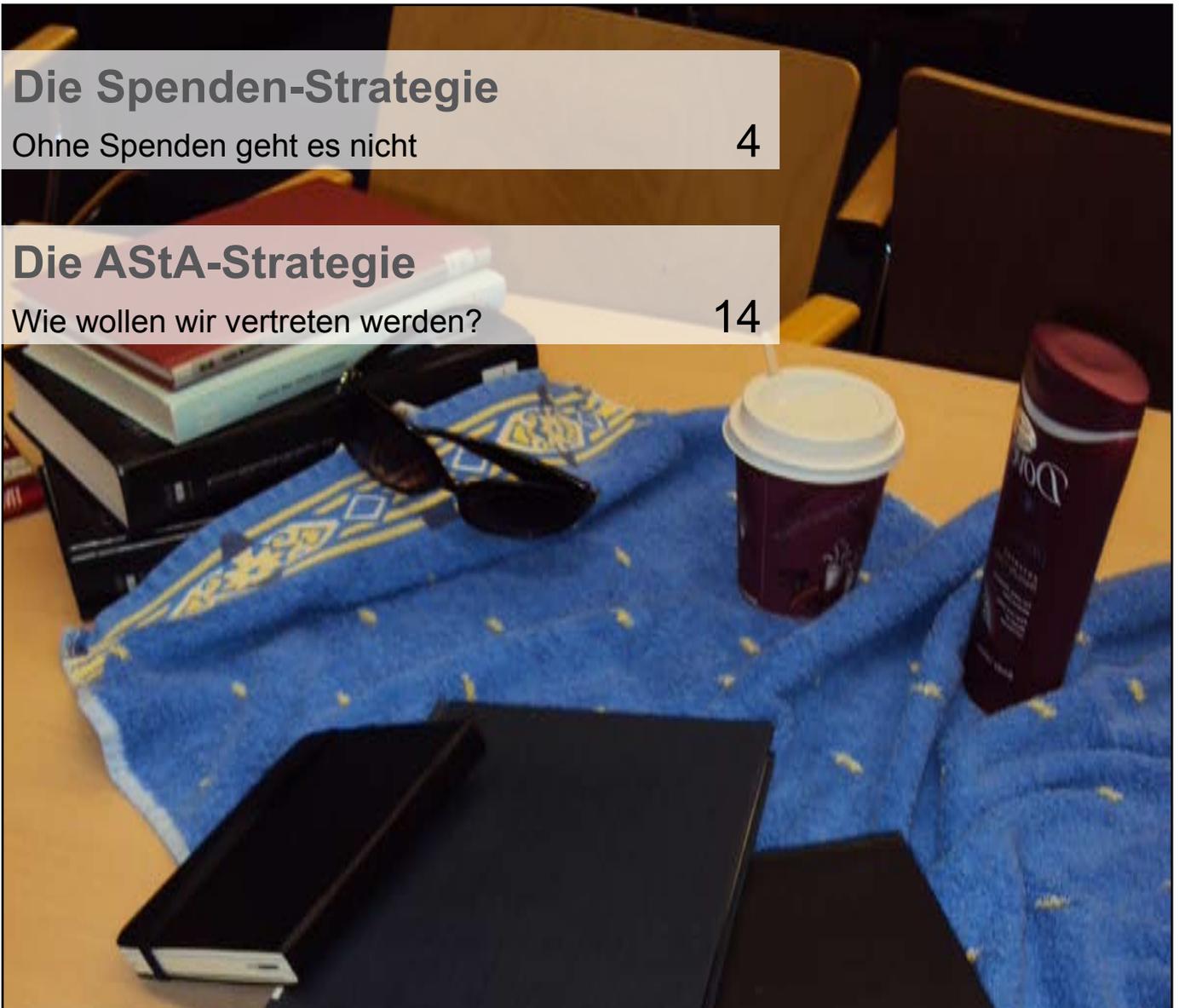
Wie wollen wir vertreten werden?

14

Die Mallorca-Strategie

10

Der große Streit ums Plätzereservieren



Inhalt

Thema

Was spendest du?	4
Wie Wattestäbchen Leben retten.	4
Mein Vergnügen, dein Wunsch - Samenspenden ist kein schnelles Geld. Kinderlosen Paaren wird geholfen	6

Universitäres

Gestatten: Natalija Blesic - ein Workaholic	8
Wer hoch hinaus will, muss Treppen steigen	9
„Der stille Platz im Getümmel“	10
Besser online als allein?	12
Campusgeflüster: Es gibt immer was zu tun!	13

Hopo

Wie wollen wir vertreten werden?	14
Service statt Gänseblümchen	16
Stadtwohnsitz für den Rektor.	17

Politik

Umgeschaut	18
Exponentiell in die Sackgasse? Ein Denkanstoß.	19

Kultur

Sophias Welt	21
Filme von A-Z	21
Mein Lieblingsort: Schloss Eller	22

Richtigstellung	9
Blattkritik	20
AStA informiert	23
Editorial	3
Inhalt	2
Impressum	2

Campus Delicti

Die Wochenzeitung für die HHU

Redaktion

Fabian Kurmann
Jacqueline Goebel
Laura Diaz
Selina Marx
Sophia Sotke

Mitarbeit

Marie Boßmann
Christoph Henrichs

Titelbild

Paul-Georg Meister/pixelio.de

Layout

Regina Mennicken

V.i.S.d.P.

Timo Steppat

Druck

Universitätsdruckerei

Auflage

1500

Kontakt

AStA der
Heinrich-Heine-Universität
Düsseldorf
Universitätsstraße 1
Mail: pressereferat@asta.uni-duesseldorf.de
Telefon. 0211 - 8113172

Campus Delicti erscheint wöchentlich und wird immer donnerstags auf der Mensa-Brücke verteilt.

Die aktuelle Ausgabe vergriffen? Beim AStA gibt's Nachschub. Einige Dutzend Exemplare liegen im Eingangsbereich aus.

soundtrack dieser ausgabe

Fiva MC: Goldfisch – Weil der Beat einfach fett is'

Gabrielle Cilmi: Akward Game – Weil ihr Nachname klingt wie ein Zwerg, ihre Musik aber gigantisch ist

The Strokes: You only live once – Weil es nicht nur in „Somewhere“, sondern auch im eigenen Wohnzimmer gut klingt

Die Schröders: Frösche – Lang lebe die Empirie

Wer nicht blockiert, verliert!

Lieber Leserinnen!
Liebe Leser!

Die Bibliothek ist in diesen Tagen bumsvoll. Studierende, die nur selten lesen, sondern in erster Linie lernen, beherrschen das Bild. Sie bevölkern die Lesesäle, nuckeln an ihren Wasserflaschen, schauen angestrengt aus dem Fenster. Öffentliches Recht, Anatomie, politische Systeme oder Mittelhochdeutsch werden gepaukt. Klausuren und mündliche Prüfungen stehen direkt bevor. Hausarbeiten müssen geschrieben werden.

Ist das ein deutsches Phänomen? Auf Mallorca legt der Urlauber aus Oer-Erkenschwick oder Rosenheim sein Handtuch am frühen Morgen schon über die Liegen, geht dann erst einmal frühstücken und nennt diese eine Liege, der Platz ist durchaus mit Bedacht gewählt, für mindestens einen Tag sein Eigen.

Die Mehrheit von uns rümpft da entschieden die Nase. Handtuchmentalität ist uns sowas von zuwider. Den Platz in der ULB sichern wir uns auch viel lieber mit einem Block, den privaten Beck-Gesetzestexten oder der Einführung in die Betriebswirtschaftslehre. Schließlich hat jeder seine Lieblingsecke. Die wird dann zum ganz persönlichen Arbeits-, Schlaf- und Nachdenkplatz. Zum Teil über Tage, Wochen. Die Blöcke bleiben einfach über Nacht. Wer schließlich um zehn erst raus ist und am nächsten Morgen um neun Uhr wieder da, muss doch Anspruch haben auf den besten Ausblick.

Dass man als Normalo, der sonst gerne zuhause lernt, keine Chance hat, einen Stuhl zu finden, ist dann keine große Überraschung. Selbst wenn nicht überall jemand sitzt, senden die akademischen Handtücher über der Liege doch deutliche Signale. Wer mich zur Seite schiebt, bekommt in ein paar Minuten Streit. Wie die Bibliothek darauf reagiert und was man sich an anderen Unis zur Lösung dieser Problematik ausgedacht hat, lest ihr ab Seite 10.

Im Ressort Hochschulpolitik widmen wir uns ganz Grundsätzlichem: Wie soll der AStA auftreten? Tobias Siewert, ehemaliger Vorsitzender des RCDS und stellvertretender AStA-Vorsitzender, wirbt für eine serviceorientierte Vertretung. Studierendenvertreter sollten nicht auf einer Demo sein, sondern müssten Kommilitonen vor Ort zur Seite stehen. Robin Pütz, einer der beiden Vorsitzenden der Juso-Hochschulgruppe, dagegen sieht Service nicht als Hauptaufgabe der Studierendenvertretung. Viel mehr handele es sich um ein gewähltes Organ, das in erster Linie politisch sein müsse. Die Beiträge lest ihr ab Seite 14.

Schönes Wochenende und viel Spaß bei der Lektüre!

Timo Steppat,
V.i.S.d.P.

Thema

Was spendest du?

Ob Geld, Blut oder Organe: Ohne Spenden geht es nicht.



Bei der Blutspende (Bild: Stefan Finger)

Was hält unsere Gesellschaft zusammen? Sind es gemeinsame Werte, ist es Nächstenliebe, ehrenamtliches Engagement oder letzten Endes doch wieder nur Geld?

Vielleicht ist es die Spende. Denn sie vereint all diese Dinge. Ich spende für Organisationen, die meine Werte unterstützen. Für Amnesty International, weil ich an freie Meinungsäußerung und politisches Engagement glaube. Für Greenpeace, weil ich an Umweltschutz glaube. Für PETA, weil an die Rechte von Tieren glaube, weil ich Vegetarier bin. Ich spende der Kirche, ich spende der Gemeinde, weil ich den Glauben teile. Und weil es nun mal Geld braucht, Kapazitäten braucht, um Werte umzusetzen, um danach zu handeln, um darauf aufmerksam zu machen.

Ich spende aus Nächstenliebe, dem Obdachlosen auf der Straße. Ich spende Trost, meinen Freunden. Ich spende Konserven Dosen, ich spende Geld für hungernde Kinder, für Katastrophopfer. Weil ich betroffen bin.

Ich spende meine Zeit, ich setze mich ein, ich organisiere einen Spendenlauf, ich organisiere eine Demo, betreibe Öffentlichkeitsarbeit, ehrenamtlich.

Jeden Tag vor den Bilker Arcaden erfahre ich, dass es ein Leichtes für mich ist, Geld zu spenden. Sammel einfach Kleingeld in einem Marmeladenglas, dann bezahlt sich die Mitgliedschaft wie von selbst. Du hast so viel in diesem Land, andere so wenig. Ich spende vielleicht nur, um mein Gewissen zu erleichtern?

Ich spende meine Substanz. Meine Zellen, meine Organe, für andere Leben. Ich spende für Geld, meine Körperflüssigkeiten, Blut und Sperma. Ich tausche. Doch der andere erhält eventuell mehr als ich, erhält eventuell eine neue Chance?

Wie einfach eine Spende sein kann, wie einen manchmal ein Erlebnis zu einer Spende treibt, wie viel Dankbarkeit man erfahren kann, wie falsch eine Spende sein kann, wie eigennützig, wie verboten.

Jeder von uns spendet. Warum und wofür und warum nicht – das kann eine ganze Menge über unsere Persönlichkeit aussagen. Was spendest du?

Jacqueline Goebel

Wie Wattestäbchen Leben retten

Kostet wenig Zeit und tut nicht weh: Knochenmarkspenden

Was braucht es, ein Leben zu retten? Zwei Klicks im Internet, drei Wattestäbchen, eine Voruntersuchung und ein paar Stunden Apherese. Das Ergebnis: ein Beutel mit einer zähen rot-bräunlichen Flüssigkeit. Stammzellen.

Die Knochenmarkspenderzentrale (KMSZ) im Düsseldorfer Uni-Klinikum zählt 170 000 typisierte Knochenmarkspender. Circa 200 mal im Jahr wird dort eine Stammzellspende durchgeführt. Der lebensrettende Beutel mit den Stammzellen gibt Leukämie-Kranken eine letzte Chance: dem vier-jährigen Mädchen aus Amerika, der alleinerziehende Mutter aus den Niederlanden, dem 22-jährigen Studenten aus Japan. „Weltweit sind circa 15 Millionen Spender typisiert“, erzählt Anette Herda von der Düsseldorfer Knochenmarkspenderzentrale. Doch die Chance einen passenden Spender zu finden, dessen Gewebemerkmale mit denen des Patienten übereinstimmen, ist geringer als ein Hauptgewinn im Lotto.

Bei Geschwistern von Patienten besteht eine Chance von 25 Prozent, als Stammzellspender in Frage zu kommen. Ein negatives Testergebnis ist eine Enttäuschung für die ganze Familie, Verzweiflung für den Patienten. Hier fängt die weltweite Suche nach dem Unbekannten, dem Retter, an.

Im vergangenen Jahr haben sich 4 000 Menschen bei der KMSZ typisiert. Seit drei Jahren geht das auch bequem von zuhause aus innerhalb weniger Minuten, mit einem Wattestäbchen. „Mit genügend Druck mindestens 30 Sekunden lang die Wangeninnenseite abstreifen“, verrät die beliegende Anleitung. Leichte

Spuren von Gewebe bleiben an der Watte hängen, die später im Labor des Uni-Klinikums ausgewertet werden. Nicht überall ist die Technik dafür vorhanden, verrät Carmen Zander-Ullrich von der KMSZ. Auch die bekannte Deutsche Knochenmarkspenderdatei (DKMS) nimmt bei großen Aktionen Blutproben, um die wichtigsten Gewebemerkmale bestimmen zu können.

Spenden aus aller Welt

Doch egal, wo und wie sich potentielle Spender in Dateien eintragen lassen, die zentrale Verwaltung der deutschen Dateien obliegt der Zentralen Knochenmarkspender-Register Deutschlands (ZKRD) in Ulm. Dort fließen die Informationen über die Merkmale der einzelnen Gewebeproben zusammen, die Daten sind anonymisiert unter Spendernummern abgespeichert. Transplantationskliniken aus aller Welt können Daten nach einem Spender für einen Patienten abfragen. Ist ein möglicher Kandidat in Düsseldorf bei der KMSZ eingetragen, beginnt Carmen Zander-Ullrichs Arbeit.

„Unser Team kontaktiert dann den Spender“, erzählt die Angestellte der KMSZ. Ist der potentielle Lebensretter damit einverstanden, wird eine Blutprobe genommen und detailliert geprüft, ob der Patient mit dem Spender zusammenpasst. Kommt die Bestätigung, wird der Spender zu einer Voruntersuchung eingeladen. „Die kriegen dann einen Komplett-Check“, berichtet Carmen Zander-Ullrich. Alle Organe werden untersucht, mögliche Infekte festgestellt. Einen halben Tag

dauert die Prozedur. Ist alles in Ordnung, beginnt die Vorbereitung des Patienten. Das Immunsystem des Kranken wird komplett zerstört, durch die Stammzellen des Spenders kann sich dann ein Neues aufbauen. Die periphere Stammzellenspende dauert lediglich ein paar Stunden. Der Blutkreislauf des Spenders wird an einen Apparat angeschlossen, der Stammzellen aus dem Blut filtern kann. Nur wenige Stunden später sitzt auch der Kranke wieder auf einem Stuhl im Krankenhaus. Anstatt der Chemo-Lösung erhält er eine Transfusion. Die Stammzellen wandern in seinen Körper.

Patient bleibt anonym

Der Krebskranke hat keine Ahnung, wer ihm das Leben rettet. Vielleicht wird er es auch nie erfahren. Patienten und Spender können sich Briefe schreiben, jedoch dürfen daraus keine Rückschlüsse auf die Identität des Anderen gewonnen werden können. Keine Namen, keine Wohnorte, alles bleibt geheim. Erst nach zwei Jahren können die durch ihre Stammzellen verbundenen Menschen nach deutschem Recht Kontakt zueinander aufnehmen, wenn beide damit einverstanden sind. „Wir dürfen dem Spender auch nicht sagen, für wen er spendet“, erzählt Carmen Zander-Ullrich. Eine Typisierung für einen einzigen Betroffenen, wie einen Angehörigen oder für Personengruppen, beispielsweise nur für Kindern, ist nicht zulässig. Das Team des KMSZ darf die Patienten nicht kennen. „Das wäre ein Interessenskonflikt“, so Carmen Zander-Ullrich. Auf die möglichen Spender darf kein Druck ausgeübt werden, ob sie ihr Knochenmark geben wollen, bleibt ihre Entscheidung. Ein Ausstieg ist jederzeit möglich, bis zu dem „Point of no return“.

Wird der Patient auf die

Spende vorbereitet, ist er unbedingt auf diese angewiesen. Ein Rücktritt des Spenders während der Patient schon medizinisch vorbereitet wird, kommt einem Todesurteil gleich. Das bedeutet auch eine immense Verantwortung für den Spender: Ihm darf nichts zustoßen, kein Infekt, kein Unfall. Sonst kostet das eventuell das Leben des Erkrankten. „Wir haben noch nie erlebt, dass jemand an diesem Zeitpunkt zurückgetreten ist“, erklärt Anette Herda. Die meisten Kandidaten freuen sich auf die Spende, empfinden es als Ehre. „Im letzten Jahr hatten wir keine Absage!“, so Zander-Ullrich.

„Der Spenderschutz geht immer vor dem Patienten“, beteuert Zander-Ullrich. Auch ob die Stammzellen peripher, also aus dem Blutkreislauf gefiltert werden, oder direkt aus dem Beckenbodenknochen während einer Operation entnommen werden, liegt einzig und alleine in der Hand des Spenders. „Wenn man eine Nadelphobie hat, ist eine Operation einfacher“, so Carmen Zabel. Dabei ziehen Transplantationsklinken meist die periphere Stammzellenspende vor. Dass die Zellen direkt aus dem Knochen entnommen werden müssen, kommt nur bei circa 10 Prozent aller Spenden vor, erklärt Anette Heida, etwa bei Kindern mit einem Immundefekt.

Ein Spendenkreislauf

Die meisten Typisierungen finden in Europa und Amerika oder den weitentwickelten asiatischen Ländern statt. Kein Wunder, denn ein solches Typisierungsverfahren, bei dem die sogenannten HLA-Merkmale eines Menschen festgestellt werden, kostet circa 50 Euro für die Laboruntersuchung und die Personalkosten. Mehr als 4000 solcher Gewebeprobe werden in Düsseldorf im Jahr untersucht – die Kosten liegen



Weltweite Knochenmarkspende (Bilder: Jacqueline Goebel)



Anette Herda und Carmen Zander-Ullrich

also bei über 200 000 Euro. „Das finanzieren wir komplett über Spenden“, erzählt Anette Herda. Kirchen, Verbände, Unternehmen – ohne die Gelder gäbe es keine Typisierung. Die meisten Gelder je-

doch fließt durch die Familien und die Freundeskreise von Betroffenen in die Kassen der KMSZ. Denn niemand weiß besser, wie kostbar Wattestäbchen sein können.

Jacqueline Goebel

Stimmen zum Spenden



Lydia Kores, Germanistik und Informationswissenschaften, 3. Semester

„Ich spende Blut und Geld, ich kaufe auch oft die FiftyFifty, das ist ja auch spenden. Regelmäßig überweise ich Geld an das Rote Kreuz Düsseldorf,

die haben mich mal an einer U-Bahn Haltestelle angesprochen. Da bleibt das Geld in Düsseldorf und ich weiß, dass es nicht in irgendwelche Portokassen fließt, sondern dass Kinder dafür Frühstück bekommen. Blut spende ich seit dem ich 18 bin immer wieder. Hätte ich bei meiner Geburt keine Bluttransfusion bekommen, wäre ich gestorben. Ich habe auch einen Organspendeausweis. Generell würde ich jedes Organ spenden, ich brauche es ja nicht mehr, wenn ich tot bin. Nur meine Augen nicht. Ich muss mir immer vorstellen, wie jemand, den ich kannte dann einen anderen Menschen trifft, der meine Augen hat.“

André Ufferfilge, Jiddistik und Judaistik, 5. Semester

„Ich spende regelmäßig Geld, vor allem an eine Organisation, Keren Kayemet le Yisrael. Die pflanzen Bäume in Israel und sind dort tätig. Außerdem spende ich regelmäßig an die jüdische Gemeinde, und das nicht zu wenig. Insgesamt zahle ich im Monat über fünfzig Euro an wohltätige Organisationen. Außerdem bin ich Organspender. Ich wüsste nicht, warum man keine Organe spenden sollte. Auf meinem Ausweis steht allerdings eine Ausnahme. Die Entnahme meiner Organe darf aus religiösen Gründen erst bei Herztod erfolgen.“



Chris Cadek, Biologie, 3. Semester

„Meine Familie hat selbst eine Spendenaktion gestartet. Meine Eltern waren vor einigen Jahren im Urlaub in Sri Lanka und haben dort Freunde kennen gelernt. Als dann der Tsunami kam, wollte mein Vater Geld dorthin



schicken und hat auch in seinem Freundeskreis herum gefragt. Irgendwie hat sich das in meiner Heimatstadt Emmerich schnell verbreitet. Der Bürgermeister hat das mitgekriegt und unterstützt. Seitdem fahren meine Eltern eigentlich jedes Jahr hin. Mittlerweile ist manches neu aufgebaut, aber an vielen Stellen sieht es noch genauso aus, wie nach dem Tsunami. Wenn man sowas sieht, hat man einfach das Bedürfnis, zu spenden. Wir tragen einfach auch dafür Verantwortung.“

„Regelmäßig spenden tue ich nicht, ich gebe lieber da was, wo ich wirklich eine Notsituation herrscht und wo ich das Gefühl habe, das Geld kommt auch bei den Betroffenen an. Oft ist man sich da nicht so sicher, da gab es so viele schlechte Erfahrungen in der Vergangenheit. Da spendet man was und ein Jahr später sieht man Berichte, dass sich immer noch nichts getan hat. Haiti ist o ein Beispiel. Aber ich glaube, da werden die Spenden auch bewusst zurückgehalten, weil die politischen Verhältnisse so unklar sind. Da gibt es ja teilweise mafiose Strukturen. Das ist die größte Schwierigkeit, die Frage, wo kommt es an. Ich unterstütze lieber Organisationen, die sich mit Krisenmanagement auskennen. Wo ich wirklich weiß, die gehen da für ein bis zwei Jahre hin und wissen was sie tun, dass sich wirklich was bewegt.“



Wolfgang Buck, Philosophie und Geschichte, Gasthörer

„Regelmäßig spenden tue ich nicht, ich gebe lieber da was, wo ich wirklich eine Notsituation herrscht und wo ich das Gefühl habe, das Geld kommt auch bei den Betroffenen an. Oft ist man sich da nicht so sicher, da gab es so viele schlechte Erfahrungen in der Vergangenheit. Da spendet man was und ein Jahr später sieht man Berichte, dass sich immer noch nichts getan hat. Haiti ist o ein Beispiel. Aber ich glaube, da werden die Spenden auch bewusst zurückgehalten, weil die politischen Verhältnisse so unklar sind. Da gibt es ja teilweise mafiose Strukturen. Das ist die größte Schwierigkeit, die Frage, wo kommt es an. Ich unterstütze lieber Organisationen, die sich mit Krisenmanagement auskennen. Wo ich wirklich weiß, die gehen da für ein bis zwei Jahre hin und wissen was sie tun, dass sich wirklich was bewegt.“

Mein Vergnügen, dein Wunsch

Samenspenden ist kein schnelles Geld. Kinderlosen Paaren wird geholfen

Während über Blutspenden die meisten Bescheid wissen, wird über das Thema Samenspenden oft nur spekuliert. Wann kann man spenden? Wie viel Geld bekommt man? Suchen sich die Eltern den Spender anhand von Fotos aus? Diese und weitere Fragen haben wir im Düsseldorfer Kinderwunschzentrum gestellt. Antworten gab es von der Genetikerin Frau Dr. Kathi Teßmann.

Dr. Teßmann hat sechs Jahre lang an der HHU als wissenschaftliche Mitarbeiterin gearbeitet und ist nun bei der Samenbank Verantwortlich für die Betreuung der Spender und der Paare mit Kinderwunsch. Sie selbst hat eine Tochter – selbst gemacht, versteht sich.

Die Auserwählten

Grundsätzlich darf jeder Mann zwischen 18 und 38

Jahren spenden, wobei das Alter je nach Samenbank variiert. Die untere Grenze soll die psychische Reife des Spenders sicherstellen, während die obere eine biologische Schranke ist, da ab 40 die genetischen Abberationen in der Spermenproduktion zunehmen. Zuvor muss sich der Anwärter aber erst durch eine Reihe von Tests als Spender qualifizieren, denn nicht jeder der spenden möchte, ist auch dazu geeignet.

Von A bis Z

Der Ablauf: Beim ersten Besuch müssen eine Reihe Formulare ausgefüllt und Fragen beantwortet werden. Dabei werden zum Beispiel Angaben zu Haarfarbe, Figur, Schulausbildung gemacht, aber auch zum Beschäftigungsverhältnis, der Konfession und ob sie praktiziert wird, Beziehungssituation und der Motivation

des Spenders gemacht. Dabei sind vorrangige finanzielle Aspekte ein KO-Kriterium. „Die meisten Spender haben selbst ungewollt Kinderlose in ihrem Bekanntenkreis und die Hälfte hat sogar schon eigene Kinder“, erzählt Kathi Teßmann. „Zwar mögen manche jungen Männer auch keine Kinder und wollen nur ihr genetisches Material weitergeben, aber eine Weltanschauung, in der zu helfen eine große Rolle spielt.“ Drogenkonsumenten und Homosexuelle hingegen gelten als Risikogruppe und dürfen von vorne herein nicht spenden. Für den ersten Besuch muss etwa eine Stunde eingeplant werden

Nicht jeder qualifiziert sich

Nach der Bürokratie muss der Anwärter eine Samen- und eine Blutspende abgeben, die dann auf physiologische

Parameter gecheckt werden. Das Spenderejakulat muss zum Beispiel eine Konzentration von mindestens 60 Mio. Samenzellen pro Milliliter haben, was etwa dem Vierfachen des Normwertes entspricht. Ein weiteres Kriterium ist das Verhalten nach dem Einfrieren. Genetisch bedingt machen hier einige Spenden schlapp. „Da muss ich manche Anwärter erst mal beruhigen“, erklärt die Genetikerin. „natürlich sind die Männer dann trotzdem zeugungsfähig.“ Auch die Blutwerte müssen stimmen damit man drei Wochen später zum Recall eingeladen wird.

Beim zweiten Termin ist man zumindest physiologisch qualifiziert. Nun wird in einem persönlichen Gespräch mit einem Arzt die Eignung als Spender überprüft. „Das Gesamtbild muss am Ende stimmen“, erklärt Dr. Teß-

mann. Wenn auch ein Urologe sein Ok gibt, unterschreibt der Anwärter einen Vertrag, in dem er einwilligt, der Bank seine Spenden zur Verfügung zu stellen und bei keiner anderen Bank gleichzeitig zu spenden. Da der Handel mit Gewebe und Körperflüssigkeiten in Deutschland verboten ist, kann man auch Blut und Knochenmark nicht verkaufen, sondern nur spenden.

Der Lohn für die Mühe

Hat man diese ersten Hürden überwunden, kann man für 75 Euro Aufwandsentschädigung alle drei Wochen genetisches Material im Tiefkühler der Samenbank deponieren - so lange die Qualität nicht durch Krankheit, Stress oder Ähnliches zu stark abnimmt. Dann bekommt man nichts und die Spende wird verworfen. Solange aber alle Werte stimmen, steht dem regelmäßigen Besuch der Spenderkabine nichts im Weg. Filme stehen zur Verfügung, aber es ist auch möglich die Freundin mitzubringen. „Manche brauchen auch nichts“, sagt Kathi Teßmann, „die gehen rein und kommen 5 Minuten später wieder raus“.

Kein Versandkatalog

Eltern die sich dann ein Kind wünschen, gehen zunächst zu ihrem Arzt, der stellt eine Anfrage an die Samenbank. Die Samenbank sucht dann eine passende Spende bezüglich Ethnie, Blutgruppe, und sonstigen Präferenzen der Eltern, wie Haar oder Augenfarbe, manchmal auch Vorlieben für Sport oder Musik heraus. Gefragt ist oft auch mindestens Abitur. Frei wählen können die angehenden Eltern aber nicht und Bilder des Spenders sehen sie schon gar nicht. „Wir sind kein Versandkatalog“, erinnert die Genetikerin. Die Befruchtung erfolgt meistens über einen Katheter direkt in den Uterus der Frau. Bei medizinischer



Ein paar Bilder täuschen nicht über die sterile Atmosphäre hinweg (Bilder: Fabian Kurmann)

Notwendigkeit stehen aber Methoden wie IVF oder ICSI zur Verfügung.

Die Konsequenzen

Die Beziehung zwischen Paar und Spender ist anonym. Der Spender erfährt auf Wunsch, ob aus seinem Sperma Kinder hervorgegangen sind, aber nicht wie viele. Das Paar erfährt von seinem Spender nichts. Es unterschreibt einen Vertrag, das Kind als ihr eigenes anzunehmen, womit der Spender von jeglicher Verpflichtung befreit ist. Die einzige Auskunftspflicht besteht gegenüber dem volljährigen Kind. Es hat das Recht seinen biologischen Ursprung zu erfahren, was in diesem Fall nur Name und ehemalige Adresse des Spenders heißt. Selbst diese Informationen zu bekommen, ist logistisch langwierig und noch nicht vereinheitlicht.

Samenspenden haben sich mittlerweile etabliert. Von jährlich 10.000 Babys aus Samenspenden spricht man in Deutschland. „Auch die Bevölkerung ist dem Thema gegenüber offener“, bemerkt Dr. Teßmann, „aber obwohl man vielleicht in der Umkleidekabine mit seinem tollen Sperma angeben kann, schreibt sich wohl niemand ‚Samenspender‘ auf sein Namensschild.“

Wem am Ende doch Bedenken kommen, der kann seine Einwilligung jederzeit widerrufen. Alle bestehenden Spenden werden dann vernichtet. Schon gezeugte Kinder kann

man dagegen dann nicht mehr rückgängig machen.

Fabian Kurmann

Mehr Infos:

www.kids4nrw.de



Hier werden die Spenden verrichtet

Köpfe

Universitäres

Gestatten: Natalija Blesic - ein Workaholic



Sie schläft sechs Stunden pro Nacht, wenn sie Glück hat. Doch von Müdigkeit keine Spur. Natalija Blesic ist eine Vorzeigestudentin: engagiert und dabei Realistin. Das merkt man sofort, wenn sie über den Bildungsstreik spricht: „Ich würde mir mehr Engagement von den Studierenden wünschen, aber ich kann auch verstehen, dass es nicht leicht ist neben dem Studium noch so viel Energie für andere Dinge aufzubringen. Viele müssen schließlich auch arbeiten.“ Sie selbst hat sich aktiv beteiligt und eine Nacht im besetzten Hörsaal geschlafen. „Für mich gehört rebellieren dazu.“ Einsatzwille scheinbar auch. Natalija Blesic ist Fachschaftsreferentin für Antike Kultur und Klassische Philologie. In ihrer Einführungsveranstaltung, damals im Sommersemester 2009, sei sie quasi angeworben worden. „Ich bin zur Fachschaft, weil ich helfen wollte und weil ich mit meinem Stundenplan nicht klar kam“, erzählt sie lachend. Aus den neuen Kollegen seien schnell Freunde geworden. „Man hat mich sehr offen aufgenommen“, erzählt sie begeistert. Die

se private Unterstützung ist ihre Hauptmotivation. Die neugewonnenen Freunde haben sie irgendwann später zur Fachschaftsvertreterkonferenz (FSVK) mitgenommen. Hier treffen sich regelmäßig die stimmberechtigten Mitglieder der einzelnen Fachschaften. Die dort gefassten Beschlüsse gelten dementsprechend für alle Fachschaften. Zuletzt wurde häufig über die Satzung diskutiert, weil sie im Studierendenparlament noch immer nicht verabschiedet worden ist. Da die Wahlordnung für die Fachschaften dort festgeschrieben steht, fordern diese ein schnelles Inkrafttreten. Außerdem kämpft sie gerade für Schlüssel der Philosophischen Fakultät, damit sie und ihre Kollegen auch am Wochenende dort arbeiten können.

Nachdem sie einige Male an der FSVK teilgenommen hat, ist sie selbst Fachschaftsreferentin geworden. Und, ihre Augen beginnen zu leuchten, sie hat ihren Freund dort kennen gelernt. „Der arbeitet selbst sehr viel und hat mein Interesse an der Arbeit mit und in den Fachschaften geweckt“, er-

klärt sie. Die Stressresistenz scheint ihr aber von vorneherein mitgegeben zu sein. Auch jetzt sitzt sie ruhig am PC im Fachschaftsreferat und bucht den SP-Saal für die Fachschaft Germanistik während um sie herum alle durcheinander reden und lachen. Ständig kommen Studierende rein, weil sie Hilfe brauchen. Ihr mache das aber gar nichts aus, sondern sogar viel Spaß, beteuert sie. Verwaltung und Organisation sei einfach ihr Ding. Ob sie an die Arbeit auch glaube? „Wenn alle zusammenarbeiten können wir was erreichen“, ist sich Blesic sicher.

Sie ist außerdem Mitglied des Fakultätsrates der Philosophischen Fakultät. Das sei sehr sinnvoll, da sich die Themen mit denen der Fachschaften überschneiden. Zum Beispiel entscheidet man dort wofür die Studienbeiträge verwendet werden. „Ich kann Themen in der FSVK besprechen und abstimmen lassen und dann in den Fakultätsratsitzungen einbringen“, erläutert Blesic. Nebenbei arbeitet sie noch in der ULB und studiert Geschichte und Antike Kultur. Wie man das alles schaffen kann? „Ich bin nur noch zum schlafen und duschen zuhause. Aber auf dem Campus lebt es sich ja ganz gut“, grinst Blesic. Dann

fügt sie hinzu: „Man ist auch ständig in Kontakt mit anderen Menschen. Dadurch habe ich mich selbst auch besser kennen gelernt“. Diese vielen guten Erfahrungen möchte sie nicht missen. Wegen der ehrenamtlichen Tätigkeit ist sie von den Studiengebühren befreit und bekommt eine kleine Aufwandsentschädigung. Das sei ganz nett, aber sie würde auch umsonst arbeiten.

Ihr hochschulpolitisches Interesse ist damit aber noch lange nicht erschöpft. Sie ist Mitglied der Fachschaftenliste, die derzeit die Vorsitzende der AstA-Koalition, Yasemin Akdemir, stellen. „Ich stehe voll und ganz hinter Yasemin und bewundere sie für ihr Engagement. Sie nimmt ihre Arbeit wirklich ernst“, erklärt Blesic. Von der letzten AstA-Koalition ist sie allerdings enttäuscht: „Die waren nicht an Kommunikation interessiert.“ Generell wünscht sie sich, dass sie Listen in Zukunft mehr zusammenarbeiten und nicht so paranoid in Sachen Konkurrenz sind.

Was sie tun würde, wenn sie noch mehr Macht hätte? „Die Verwendung der Studiengebühren ist mir wichtig. Und einen Veranstaltungskalender der Stadt Düsseldorf halte ich für wenig sinnvoll.“

Selina Marx

Köpfe gesucht

Wir suchen besondere Menschen: Jemand, den alle mal kennen lernen sollten. Wir suchen nach Dozenten, Mitarbeitern und Studierenden, die eine Geschichte zu erzählen haben. Die sich ehrenamtlich engagieren, das Uni-Leben täglich prägen oder endlich ein Mittel gegen Krebs entdeckt haben. Die über ungewöhnliche Hobbys, spannende Nebenjobs oder spannende Ansichten verfügen. Sie alle sollen hier, in der Rubrik „Köpfe“ ihren Platz finden. Und ihr kennt so jemanden? Bitte schreibt uns eine kurze Mail an info@campusdelicti.de

Wer hoch hinaus will, muss Treppen steigen

Über Wochen fallen in der Phil.-Fak. Aufzüge aus. Für Behinderte ist das ein ernstes Problem, der Rest ist schlicht sauer über das ewige Treppensteigen.

Die Studierenden der Philosophischen Fakultät werden den Ausfall der Aufzüge in den Gebäuden 23.31/32 und 23.21 schon längst bemerkt haben. Wegen Schadstoffsanierungen müssen alle durchs Treppenhaus. Nächste Woche soll das sportliche Vergnügen nun endlich beendet sein.

Doch wer durch die Phil.-Fak. schlendert, merkt schnell, dass auch die Fahrstühle in dem Gebäude 23.03 außer Betrieb sind. „Die werden auch saniert, aber nicht wegen Schadstoff“, erklärt Herr Fiege, der für die Aufzüge und die Fördertechnik zuständig ist. Ende Februar sollen auch diese dann wieder endlich fahren. In 23.02 und in 23. 12 seien die Fahrstühle auch saniert worden, die Arbeiten sind jedoch nun beendet. Dennoch gibt es einige Studenten und Mitarbeiter, denen die Sanierung von 23.31 zu lange geht. Vor

allem für behinderte Menschen stellen die Bauarbeiten eine erhebliche Einschränkung dar.

Rita Schalong, Institutsangestellte des Historischen Seminars, muss tagtäglich in 23.31 auf die Ebene 06. „Ich bin über 60 Jahre alt, für mich ist das eine Strapaze“, erklärt die Mitarbeiterin. Was sie am meisten ärgert, ist die Tatsache, dass die Studierenden aber auch die Lehrkräfte kaum über das Vorhaben informiert wurden. „Wir erfahren nichts darüber, nicht einmal wie lange die Baumaßnahmen noch gehen sollen, dabei sind wir die Betroffenen“. Mit ihrem Ärger hat sich die Mitarbeiterin an das Gebäudemanagement gewandt. „Vor allem verstehe ich nicht, wieso die Fahrstühle nur saniert und nicht mal komplett erneuert werden. Die sind sicherlich schon Jahrzehnte alt“, so Schalong. Michael Abraham



Gesperrte Aufzüge (Bild: Laura Díaz)

vom Gebäudemanagement kontert: „Nur wegen eines Schadstoff-Problems die ganze Montur zu erneuern, lohnt sich nicht. Das wären wirkliche Kosten.“

Spätestens zum Wochenende müssen die Fahrstühle wieder fahren: Dann nämlich werden sie für den Umzug der

Wirtschaftswissenschaftler ins Oeconomicum gebraucht. Was so viel bedeutet wie: Ab nächster Woche können die Geisteswissenschaftler sich das Treppen laufen sparen. Es sei dem, sie haben in den letzten Wochen Geschmack daran gefunden.

Laura Díaz

Richtigstellung

Die Juso-Hochschulgruppe: Rot-Grüne Liste hat niemals, weder intern noch extern, zum Boykott der Bologna-Woche des AstA-Vorstandes aufgerufen. Wir halten die Bologna-Woche für eine gute Idee, kritisieren aber weiterhin deren Umsetzung. Wir bedauern es sehr, dass der AstA-Vorstand versucht, sich mit billigen Schuldzuweisungen aus der Affäre zu ziehen. Stattdessen wäre eine vernünftige Problemanalyse sinnvoll, für die wir gerne zur Verfügung stehen.

Robin Pütz, Vorsitzender Juso-Hochschulgruppe

Zur Aussage „Die waren von vorneherein gegen uns und haben die Studierenden sogar aufgefordert sich nicht zu beteiligen.“ (in Ausgabe 345/13.01.2011, S.15) Die „Opposition“ besteht aus 3 Listen, der Internationalen Liste, der JUSO Hochschulgruppe und LIST. Wir von der Internationalen Liste haben NIE zu einem „Boykott“ der Bolognawoche aufgerufen, wie von Yasemin Akdemir (FSL) fälschlicherweise behauptet, im Gegenteil haben unsere Mitglieder die Bologna-Woche von Anfang an getragen und für äußerst sinnvoll und unterstützenswert gehalten.

Wir sind nicht „gegen“ den AstA Vorstand - im Gegenteil, wir wollen uns wann immer es möglich ist an einer gemeinsamen Hochschulpolitik beteiligen. Wir haben uns erst an der Kritik an der „Bolognawoche“ beteiligt, als diese „gescheitert“ war und mit den Jusos zusammen ein Flugblatt verteilt, um die Studierenden über die Problematik aufzuklären. Dies war auch dringend nötig, denn die meisten Studies, die wir darauf angesprochen haben, wussten nicht einmal, dass es so etwas wie eine „Bolognawoche“ überhaupt gegeben hat. Dies hat uns selbst erschreckt und es zeigt, dass unsere Kritik berechtigt war. (...)

Florian Lefarth, Vorsitzender Internationale Liste

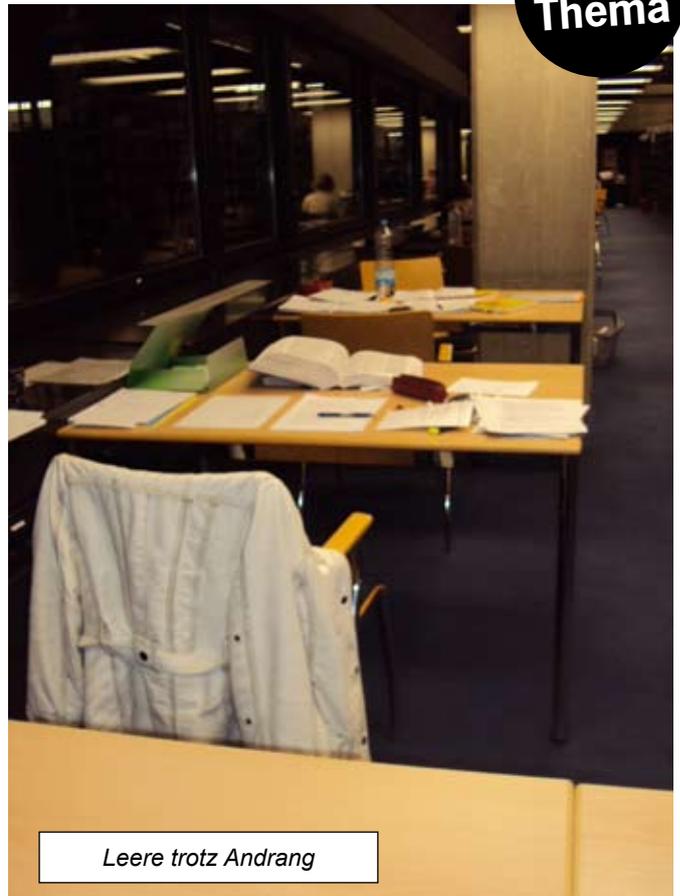
„Der stille Platz im Getümmel“

Reservierte Plätze führen dazu, dass der Platz in der ULB knapp wird.

Titel
Thema



Die Idylle täuscht (Bilder: Laura Diaz)



Leere trotz Andrang

Es ist Prüfungszeit, die Studenten hetzen mit Büchern durch die Gegend und verfolgen stets ein Ziel: Lernen, lernen, lernen. Wo lässt sich dies besser tun, als in einer großen, stillen Bibli-

othek? Doch wer zurzeit auf ein ruhiges Plätzchen in der ULB hofft, der verrät sich selbst als Laie. Denn wir alle wissen: Wer nicht reserviert, findet nur blockierte Tische.

Morgens aufstehen, seine Sachen an einer schönen Stelle liegen lassen und danach einen Kaffee trinken gehen. Willkommen am Pool von Mallorca. Und welches Handtuch gehört dir? Nach diesem Prinzip verhalten sich derzeit auch einige Studenten. Der Unterschied ist nur, dass sie nicht ihr Handtuch sondern ihren Bücherstapel auf den Tisch liegen lassen, um zu zeigen: reserviert. Diese Taktik erbost vor allen diejenigen, die nicht die Muse finden, sich um 7.00 Uhr den Wecker zu stellen, um schnellstmöglich in der Bib zu sein. Kleiner Trost ist, „dass sich das Problem auf ein paar Wochen im Jahr reduziert“, so die Leiterin des Dezernats „Benutzung“ der ULB, Annemarie Nilges. Doch vor allem in der Lernphase ist der Gang in die

Bibliothek für die meisten Routine.

Die straffen Stundenpläne in Zeiten von Bologna lassen oft keine Alternative zu, als zwischen den Vorlesungen zu lernen. Wer Hunger, Schlaf oder ein Kommunikationsbedürfnis verspürt, fährt deswegen nicht gleich nach Hause. Der Platz im Lesesaal wird nicht einfach aufgegeben und geräumt.

„Wir kommen um acht Uhr, reservieren unsere Platz, gehen zur Vorlesung und sind um zehn wieder da“, erklärt einer, der im fünften Semester Medizin studiert. Besonders begehrt unter den Viel-Lernern: Die Einzelplätze am Fenster. Dort schaffe man am meisten, könne am besten lernen. Dass andere dadurch keine freien Plätze finden, sei schade, grundsätzlich aber nicht ihr Pro-

Nerven dich die Platzhalter?

Gebke Gerdes, Medizin, 5. Semester

„Ich lerne viel in der Bibliothek und finde es in Ordnung, wenn man mal kurz weggeht und die eigenen Sachen liegen lässt. Man ist ja oft einen ganzen Tag in der Bibliothek. Ein Parkscheibensystem wäre nicht schlecht. Die Zeiten müssten nur genau angepasst werden. Ich könnte mir auch durchaus vorstellen, dass in der Mittagszeit, wenn ich etwas esse, ein Anderer meinen Platz nutzt.“





Wie auf dem Ballermann

blem. „Der frühe Vogel fängt nun mal den Wurm“, sagt er.

Doch was kann man tun, wenn man wirklich keinen Platz in der Bib findet, obwohl Plätze ungenutzt, aber als belegt reserviert sind? „Also wenn man zur Auskunft geht und mit einem unterschriebenen Zettel zurück zum blockierten Tisch geht, dann hat man auch das Recht wegzuräumen“, so Nilges. Doch nicht alle Studenten trauen sich, so hart vorzugehen. Der Medizin-Student, der partout ungenannt bleiben möchte, erklärt: „Ich will wirklich keinen Streit mit den Leuten bekommen“. Bereits jetzt sei die Stimmung im dritten Stock, dem liebsten Ort vieler Mediziner, gereizt. Wer die Bücher zu Seite schiebt und dann dem Reservierer begegnet, „der muss mit Stress rechnen“, so der angehende Mediziner. Sein größtes Ärgernis ist derzeit, dass die dritte Etage in einen Freiarbeits-

raum umgewandelt worden sei. „Bisher sind da immer Leute hingekommen, die intensiv lernen wollten und still waren“, berichtet er. Das habe sich geändert. Die Gruppen seien zwar nicht laut, aber die Ruhe sei dahin. „Wer ernsthaft Ruhe haben möchte, sollte lieber in die erste oder zweite Etage gehen“, antwortet auch Nilges. „Doch es gibt immer noch die Möglichkeit, sich in die Fachbib zu setzen. Dort findet man in der Regel immer ein freies Plätzchen“, empfiehlt die Expertin. Leider sei die Fachbibliothek in der Phil-Fak. nicht so beliebt, anders als bei den Juristen, „die sind nämlich gerne unter sich in ihrer Bibliothek“, erzählt die Dezernatsleiterin. Dabei gebe es oft auch Durchsagen in der Bibliothek, mit dem Hinweis, wo noch freie Plätze zu finden seien. Doch wieso gibt es keine Regelung für die Blockierer nach Swimming-Pool-Manier? „Wir

Roman Yadgarov, BWL, 5. Semester

„Eigentlich lerne ich zuhause. Da kann ich mich besser konzentrieren. Ich gehe in die Bib, um Bücher auszuleihen oder um kurz etwas zu lesen. Selbst dafür ist oft kein Platz. Besonders in der Prüfungszeit ist es manchmal wirklich unglaublich voll.“



Christoph Carsten, Anglistik und Germanistik

„Ich lerne in der Verbundbibliothek Geisteswissenschaften. Am Wochenende manchmal auch in der Bibliothek, aber dann gehe ich lieber in die Juristische Bibliothek. Wenn es möglich ist, vermeide ich es, in die ULB zu gehen. Es ist laut und voll. Auch wenn es anders wäre, ich habe mich inzwischen sehr an die Fachbibliothek gewöhnt. Was die Parkscheiben betrifft: Keine schlechte Idee. Dann wäre vielleicht Schluss damit, dass Plätze über Tage besetzt werden.“



hoffen auch ohne Verbote und mit Good Will einiges erreichen zu können. In anderen Bibliotheken gibt es Parkscheiben. Auch die ULB hat darüber nachgedacht und wenn es der Wunsch der meisten Studierenden ist, dann würden wir dies auch einführen“, so Nilges. Man sei offen für Lösungen, solange sie im Sinne der Studenten seien. Den Vorschlag einer „Parkscheibe“ findet der Medizin-Student grundsätzlich nicht schlecht. Es müsse verschiedene Pauseneinheiten geben und in der Mittagszeit eine einstündige Pause. „Es macht keinen Sinn, dass man nur kurze Pausen hat. Dann rennt man zur Mensa, holt sich was und muss sofort zurück.“

Das Platzproblem wird sich wohl auch ohne Strafregelungen in der ULB ändern, denn „spätestens wenn die neue Bibliothek der Mediziner genutzt wird, leeren sich in der dritten Etage die Tische“, ist sich die Dezernatsleiterin sicher. Bis dahin heißt es also, selber blockieren oder den Weg in die Fachbibliotheken einschlagen. „Aber mal ganz ehrlich“, leitet Nilges ein, „so ganz alleine möchte man beim Lernen doch auch nicht sein.“ Den anderen bei einem Batzen Lernstoff zu zusehen, würde die eigene Motivation doch ankurbeln. „Im Grunde wünschen sich die meisten Studenten, einen stillen Platz im ganzen Getümmel“, schmunzelt sie. *Laura Diaz*

Besser online als allein?

Studieren ohne Internet: Früher ganz normal. Heute noch möglich? Ein kleiner Selbstversuch.

Das Internet, endlose Weiten der Freiheit. Und dabei so hilfreich. Aber was passiert, wenn der Router mal kaputt geht und wir von der Außenwelt abgeschnitten werden? Vielleicht tagelang. Ist Leben ohne Internet in dieser Zivilisation als Student überhaupt noch möglich? Nina wagte den spannenden Selbstversuch: Studieren ohne Internet; fünf ganze Tage lang. Geht das noch?

Montag 06.12.2010,
Der Versuch beginnt. Der erste Morgen verläuft reibungslos. Ich habe nicht mal Entzugserscheinungen. Doch nach der Mittagspause ist es mit dem Frieden vorbei: Ich hetze über den Campus, um noch pünktlich zu meinem Seminarraum zu kommen - nur um festzustellen, dass niemand drinnen ist. Auf der Tafel steht: „Das Seminar fällt heute leider aus!“ Ich su-

che an der Uni nach einer Art Plan mit ausfallenden Veranstaltungen. Es gibt keinen.

Dienstag 07.12.2010,
Heute kriechen die Entzugserscheinungen langsam hoch. Ich fühle mich uninformiert, weil ich meine E-Mails nicht checken kann und habe Angst wieder vor einem leeren Raum zu stehen und festzustellen, dass ich umsonst anderthalb

Stunden zur Uni gefahren bin. Aber ich werde zusätzlich mit einem weiteren Problem konfrontiert: Ich muss für ein Seminar ein Gruppenprojekt auf die Beine stellen. Deshalb muss ich im Internet recherchieren und in den Semesterapparat schauen. Geht leider nicht. Also ab zur Bibliothek. Dort findet man die Semesterapparate in gedruckter Form. Eigentlich. Denn der Benötigte ist nicht dabei. Also muss ich mir die Bücher mühsam zusammensuchen.

Mittwoch 08.12.2010,
Keine Entzugserscheinungen, aber schon mal ohne Internet für ein Referat recherchiert? Ganze drei Stunden habe ich in der Bibliothek Bücher gewälzt. Und das auch noch erfolglos, weil die Bücher veraltet waren. In meinen Seminaren starre ich eifersüchtig auf Kommilitonen, die mit ihrem Laptop auf Facebook ihre virtuelle Farm pflegen und chatten. Zudem erhalte ich erste Anrufe von erbosten Kommilitonen, weil ich auf ihre E-Mails nicht antworte.

Donnerstag 09.12.2010,
Vor einigen Wochen habe ich eine Prüfung geschrieben, deren Ergebnis langsam bekannt sein dürfte. Zumindest allen anderen - denn ich kann ohne Internet weder im HISLSF noch auf der Institutsseite nachschauen. Also stattete ich dem Sekretariat des Instituts einen Besuch ab. Dort lebt man aber auch schon im 21. Jahrhundert: Eine ausgedruckte Liste mit Ergebnissen gibt es nicht. Verzweifelt rufe ich eine Freundin an und bitte sie für mich nachzuschauen.

PHILO MUWI FESTIVAL
21.01.2011 Eintritt Frei!

Bier 1,50€

Glühwein

Luftgitarren-Contest

Galaktisch Gut!!

Beginn: 16 Uhr live on stage:
Jeff Burido and the Screaming Pancakes Experimental Rock
Glistening Leotard Lounge / Metal
Eat the Universe Deathcore
Thalamus Progressive Grunge
Giw & Sergej Hip Hop / Reggae
Attic Sounds Rock'n'Roll / Garage
Horst and the Heartbreakers Ska / Punk

Danach Disco!

sponsored by **BIER-TAXI**
www.biertaxi-duesseldorf.de

im SP-Saal der Uni Düsseldorf
infos unter: www.myspace.com/fsphilosophie

Freitag 10.12.2010,

Bis zum letzten Tag des Selbstversuches ist es mir nicht gelungen, mich ohne Internet zu organisieren. Ich kann mich nicht einmal für anstehende Prüfungen anmelden, da das in meinem Studiengang nur noch über das Internet läuft. Ich frage mich ehrlich, wie Studierende früher ihren Abschluss ohne Internet schaffen konnten.

Fazit:

Ohne Internet zu studieren, ist möglich. Eigentlich. Aber es erweist sich als deutlich schwieriger. Dozenten und Kommilitonen kontaktieren, sich für Prüfungen anmelden, von zu Hause aus für Referate recherchieren, für all das ist das Internet unabdinglich.

Andererseits ist mir negativ aufgefallen, dass ich mit Internet öfters eine Vorlesung ausfallen lasse, denn der Dozent stellt seinen Kram ja sowieso online. Hat man kein Internet, ist man auf Mit-

schriften und die gedruckten Semesterapparate angewiesen, die nicht immer vorhanden oder vollständig sind. Deshalb bin ich eine Woche lang brav zu allen meinen Seminaren und Vorlesungen gegangen.

Ohne Internet muss man auch seinen Prüfungsergebnissen hinterher rennen oder auf den Brief vom Prüfungsamt warten, in dem steht, dass man nicht bestanden hat. Keine angenehme Art das Ergebnis zu erfahren.

Aber zum Glück gibt es im 21. Jahrhundert überall auf dem

Campus W-Lan. Nur leider zu wenige Computerräume, die ständig überfüllt sind.

Als besonders positiv hat sich die Nutzung der Bibliothek erwiesen. Ich hab deutlich mehr Bücher gelesen als gewöhnlich und erstaunlich nützliche Thesen in Büchern, die ich sonst niemals ange-rührt hätte, gefunden.

Nina Szynalski, 21 Jahre, studiert im dritten Semester Geschichte und Germanistik. Sie ist freie Mitarbeiterin der Campus Delicti.



Campusgeflüster

Es gibt immer was zu tun!

Entweder ist mein Notizheft zu klein oder meine To-Do-Liste zu groß. Ich glaube mittlerweile an Letzteres. Vor allem zum Ende des Semesters scheint es jetzt nochmal eine Extra-Portion Aufgaben und Pflichten zu geben. Kaum habe ich hinter den einen Punkt ein Häkchen gemacht, verfliegt auch die Freude am Geschafften. Denn: Es gibt immer was zu tun. Wobei man sicherlich zwischen dringliche Aufgaben, mittelwichtige Pflichten und Ich-kann's-Schieben unterscheiden sollte. Leider ist mein System noch nicht so ausgeklügelt. Um genau zu sein, hatte ich vorher gar keins. Was folgte? Viele vergessene Essays, verpatzte Abgabetermine und Strafpflichten. Meine Freundinnen scheinen mit sowas aber nicht so ein Problem zu haben. „Du brauchst einfach mehr Ordnung“, wurde mir dann an den Kopf geworfen. Die eine lässt sich ständig von ihrem iPhone daran erinnern, welche Aufgaben noch anstehen. Da gebe es sogar eine App für. „Voll cool, so hast du immer den Überblick.“ Schade, dass mein altes Nokia mir bei meinem Kopfchaos nicht weiterhelfen kann. Meine andere Freundin nutzt wiederum eher die Old-School-Methode: To-Do-Liste. Gut, dachte ich mir, versuchst du da dein Glück. Also habe ich mich neulich hingesetzt und alles aufgeschrieben, was mir an Aufgaben einfiel. Nach einer halben Stunde, war ich erst einmal geschockt. Wie sollst du so viel schaffen? Und wo anfangen? Ich saß vor einem Berg unerfüllter

„Urplötzlich hatte ich meine Faulheit schwarz auf weiß vor Augen.“

Arbeitsstunden. Ein Gefühl der Erleichterung war nicht zu verspüren. Ganz im Gegenteil: Urplötzlich hatte ich meine Faulheit und meine fehlende Motivation schwarz auf weiß vor Augen. „Nein Laura, du musst das ordnen. Wichtige Aufgaben an den Anfang, nach Fächern markieren. Dann wird das schon.“ Also hat sich Laura wieder an die Liste gesetzt und angefangen zu sortieren. Für Politik gab es ein kräftiges Orange, für Medienwissenschaften ein zartes Rosa und Soziologie musste sich mit einem matten grün abgeben. Restliche Termine und Aufgaben wurden in einer separaten Liste niedergeschrieben. Nach einer guten Stunde, stand ich vor einem Meisterwerk und trauerte um mein verloren gegangenes Kunststudium. Die Theorie ist also erst mal geschafft, jetzt nur noch warten, ob sich das System in der Praxis bewährt. Der gute Wille ist da, ich hab zwar noch nicht mit der Abarbeitung angefangen, aber neue Textmarker liegen bereits auf dem Tisch.

Laura Díaz

Der Streit

Wie wollen wir vertreten werden?

Es wird grundsätzlich: Wie sollte der AStA auftreten? In erster Linie politisch oder doch Service orientiert? Zwei Debattenbeiträge von Hopo-Akteuren beleuchten das Thema und machen die Standpunkte deutlich.



*Robin Pütz, Vorsitzender der Juso-HSG:
Rot-Grüne Liste, studiert im dritten Semester Geschichte
und Medienwissenschaften*

Politische Selbstbestimmung

Eine Wahl ist ein politischer Vorgang, bei dem die Wähler Repräsentanten bestimmen, die ihre politischen Interessen vertreten sollen. So ist es bei Bundes- und Landtagswahlen genau wie bei den Wahlen zum Studierendenparlament. Die Gewählten haben den Auftrag, die politischen Interessen ihrer Wähler zu vertreten.

Das heißt, dass auch der AStA ein politisches Mandat inne hat. Er vertritt als höchstes Gremium der verfassten Studierendenschaft die Interessen der Studierenden gegenüber dem Rektorat und der Öffentlichkeit. Das gilt auch für die politischen Interessen der Studierenden, die sie mit ihrer Wahl zum Studierendenparlament zum Ausdruck gebracht haben.

Sportangebote, Sprachkurse, Sozialberatungen - Serviceangebote sind die Aufgaben des AStAs. Aber die politische Bildung gehört genauso dazu. Wobei damit keine Allgemeinpolitik gemeint ist. Vielmehr geht es um politische Entscheidungen, die die Studierenden direkt betreffen. Aktuelle Beispiele sind die Bolognareform und die Erhebung von Studiengebühren.

Woher sollen Veränderungen kommen, wenn nicht von der Jugend, den Studierenden?

Gerade in Zeiten von Bolognareformen und Turboabitur ist ein Bildungsbegriff notwendig, der von denen mitgestaltet wird, die Bildung leben. "Lebenslanges Lernen" geistert ständig durch die Medien. Wie soll das funktionieren, wenn nicht eigenverantwortlich? Bachelor und Studiengebühren zwingen die Studierenden aber zu einem schnellen Studium, dass wenig Raum für eigene Schwerpunktsetzung lässt. Warum studieren, wenn es nicht um Bildung in Humboldts Sinne geht? Bildung ist nichts, was eine bürokratische Maschinerie definieren kann, sondern jeder für sich erfahren muss.

Genau das passiert aber in unserer Zeit: Politiker und Universitätsleitung bestimmen ein System, nach dem sich alle zu richten haben, egal ob sie an diesem Prozess politisch beteiligt waren oder nicht. Dass sich der AStA mit diesem Hintergrund bildungspolitisch positionieren muss, liegt auf der Hand. Bildungspolitische Partizipation ist das Schlüsselwort. Nur dadurch können die Studierenden wirklich ihre Meinung kundtun. Aber Partizipation braucht auch einen öffentlichen Sprecher. Genau diese Position müsste der AStA einnehmen und den Willen der Studierenden an Rektorat und Öffentlichkeit herantragen. Das funktioniert nur mit einem politischen AStA.

(Bilder: Selina Marx)

Service als Grundlage der AStA-Arbeit

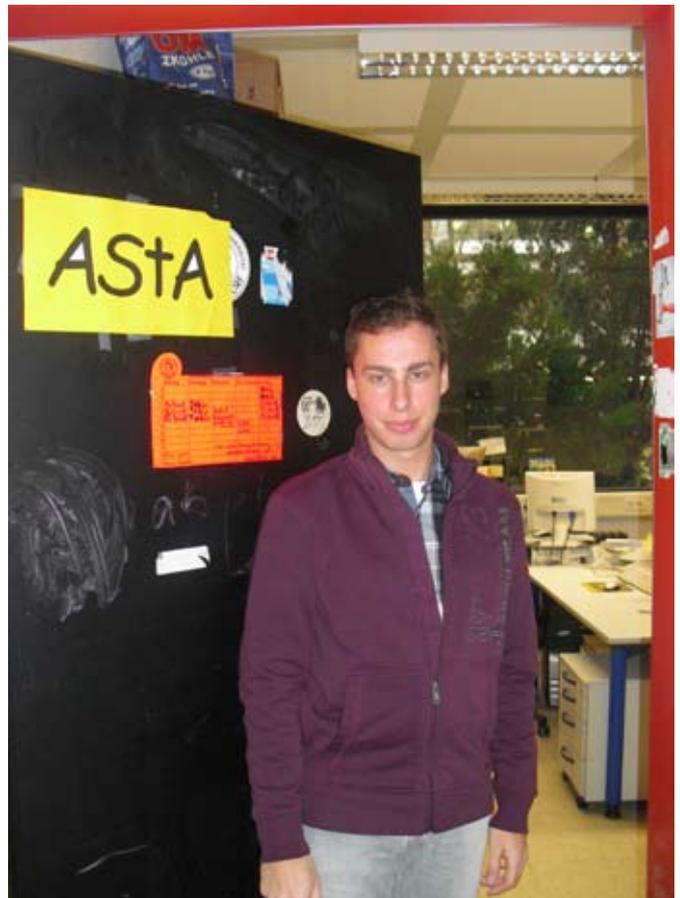
Service-AStA – was soll das eigentlich sein? Service-AStA – etwa unpolitisch oder was? Nein! Service-AStA – genau das, was Studierende brauchen! Während andere, erstmal in den AStA gewählt, parolenschwingend die Weltrevolution ausrufen und versuchen, den Sturz des Systems einzuleiten, konzentrieren wir uns lieber auf unsere Aufgaben. Und dazu gehört nicht, Werbeslogans der Mutterpartei zu verbreiten oder die Regierung in Watte zu hüllen. Nein, der AStA hat zwei Aufgaben: Wir sind Eure höchste Studierendenvertretung gegenüber Uni, Rektorat, Öffentlichkeit und Politik. Wir äußern Eure Interessen und vertreten Eure Positionen. Wir haben aber nicht den Anspruch, dass die Einführung des Sozialismus in Deutschland im AStA der HHU Düsseldorf seinen Ursprung findet – Weltpolitik überlassen wir anderen. Denn unser Service für Euch – Dienstleistungen und Hilfestellungen rund um das Studium und darüber hinaus – ist unsere Aufgabe!

Der AStA ist keine Profilierungsbühne für Nachwuchskader aus schwächelnden Volksparteien. Natürlich hat ein AStA politisch zu sein, aber bitte auf Hochschulpolitik beschränkt. Deswegen haben wir unsere Meinung auch mehrfach zu Studienbeiträgen, Veranstaltungszeiten und dem Bologna-Prozess geäußert.

Aber: Der Service-Aspekt ist die Grundlage jeder AStA-Arbeit! Der AStA ist der erste Anlaufpunkt für Studierende. Das Sozialreferat bietet Hilfestellung bei Problemen (Finanzielles, Behördengänge, Semesterticketrückerstattung, Babybeihilfe, Sprechstunden zu Konfliktberatung, Stress/Prüfungsbewältigung, Career Service), die Referate für Ökologie und Politische Bildung leisten Aufklärungsarbeit in Form von Veranstaltungsreihen. Das Transparenzreferat bringt Licht in die dunklen Strukturen bei Wohnheimen, in der Mensa oder im Uni-Haushalt. Das Pressereferat legt neutral und unabhängig die „Campus Delicti“ auf und informiert über Wissenswertes rund um den Campus – ohne ein gesteuertes Partei- oder Vorstandsblatt zu sein. Das Kommunikationsreferat pflegt die Homepage und das Facebook-Profil, um die Studierenden umfassend zu informieren. Studierende müssen wissen, was auf dem Campus passiert.

Während der AStA-Vorstand jedes Jahr politisch umkämpft ist, müssen diese Angebote den Studierenden jederzeit zur Verfügung stehen. Der Service darf nicht durch politisches „Klein-klein“ zerrieben oder durch politische Bildungsfahrten in sozialistische Musterländer unterfinanziert werden. Die Dienstleistungen müssen laufen – das ist unser Anspruch!

Jedes Jahr neue Koalitionen, neue Listen, neue AStA-Vorstände – nur eines nicht: Kontinuität und Verlässlichkeit! Hochschulpolitik ist wichtig, aber Service ist die Basis! Denn wohin gehören Deiner Meinung nach Referenten? Auf eine Demo in Berlin oder in ihr Büro im AStA?



Tobias Siewert studiert Sozialwissenschaften im Master, ist stellvertretender AStA-Vorsitzender und war bis vor kurzem Vorsitzender des RCDS Düsseldorf.

Service statt Gänseblümchen

Auf dem letzten grünen Fleck an der HHU soll ein neues Studierenden-Service-center entstehen. Uni-Kanzler verspricht: „One face to the customer“. Finanzierung unklar.

„Ich war mir noch nie so sicher, dass ein Projekt sinnvoll ist“. Die Augen von Uni-Kanzler Prof. Ulf Pallme König leuchten, während er von „seinem Baby“, wie er es selbst nennt, spricht. Ein neues Studierenden-Service-Center (SSC) will er schaffen. Der Gedanke dahinter ist einfach: Den Service für die Studierenden verbessern. „Die Studierenden müssen sich in diesem Bereich genauso gut aufgehoben fühlen wie in der Lehre“, erklärt Pallme König. Es gibt zwar eine ganze Reihe von Institutionen, die Sorge dafür tragen, etwa die Verwaltung, die Dekane oder auch die Fachschaften, aber

diese Stellen arbeiten aktuell noch unabhängig voneinander. Viele Studierende sind dementsprechend überfordert, weil sie nicht wissen, wer Ansprechpartner für welches Problem ist. Das soll sich nun ändern. Nach dem Motto „One face to the customer“ möchte Pallme König ein Gebäude auf dem Campus bauen lassen, in dem die Studierenden Hilfe für all ihre Probleme erhalten können. Dabei ist Uni-Kanzler Pallme König nicht unzufrieden mit dem aktuellen SSC. Aber man müsse an die Zukunft denken und sich rechtzeitig umstellen. Außerdem seien die Räumlichkeiten zu klein.

Vorbild für das Projekt war übrigens die Universität Nijmegen in den Niederlanden. Dieser hatte Pallme König mit rund 30 Kollegen 2004 einen Besuch abgestattet.

Erster Versuch fehlgeschlagen

Die erste Frage, die sich logischerweise stellt, ist: Wo soll dieses neue Gebäude überhaupt stehen? „Ursprünglich wollten wir ein Entree schaffen“, berichtet der Kanzler. „Der Parkplatz 21A, gegenüber der Mensa erschien uns sinnvoll. Die dort entlanglaufende Universitätsstraße wollten wir zur Fußgängerzone machen; vielleicht mit einem Café.“ Es bildeten sich zwei Arbeitsgruppen. Eine kümmerte sich unter der Leitung des damaligen Dekan Raimund Schirmeister um die Finanzen, die andere führte Pallme König selbst an. „Unsere Aufgabe war es, ein Raum- und Betreiberkonzept zu erstellen. Folglich besprachen wir, welche Dienste dort wie untergebracht werden sollten oder ob es beispielsweise Kulturräume geben soll.“ Auch der damalige ASTA-Vorstand wurde zu den Treffen eingeladen. Die Planung war bereits weit fortgeschritten, als das Projekt doch scheiterte – am Universitätsklinikum. Die besagte Straße ist nämlich eine wichtige Zufahrt zum UKD. Fraglich sei aber auch die Finanzierung gewesen.

Aktuelle Planung

Neuer Standort für das Gebäude soll die Wiese gegenüber der ULB werden, da Studierende diesen Platz

als Zentrum des Campus empfinden. Aber auch hier gibt es Probleme. Unter der Wiese befindet sich eine Tiefgarage. Zwar hat die Universität eine Baugenehmigung erhalten, allerdings wären bedingt durch die unterirdischen Parkplätze zusätzlich zwei Millionen Euro für den Bau nötig. Zudem ist diese Wiese die letzte größere Grünfläche auf dem Campus. Pallme König weiß, dass dies viele zum Nachdenken bringt. „Alle anderen Orte“, sind seiner Meinung nach, „zu weit weg oder zu begrenzt“.

Wie soll es überhaupt aussehen, das neue Studierenden-Service-Center? „Offen und transparent“, erklärt der Uni-Kanzler, „und vor allem funktional“. Mit der Idee, ein Gebäude nach seiner Funktion zu bauen, sei man in Deutschland Vorreiter. Normalerweise passe man sich dem Bau hinterher an, aber diesmal plane man das Gebäude dem Zweck entsprechend. Gleich am Eingang soll es eine Infotheke geben, quasi als erste Anlaufstelle. Hier erfährt man als Studierender, wer der richtige Ansprechpartner ist und erhält die nötigen Formulare. In den Räumen dahinter wird das sogenannte Frontoffice, das aktuelle SSC, untergebracht. Können die Mitarbeiter dort nicht weiterhelfen, was die Ausnahme sein sollte, wird man an das sogenannte „Backoffice“ verwiesen. Hier findet die eigentliche Sacharbeit statt. „Alle dort untergebrachten Dienstleistungen, wie etwa das Studierendensekretariat oder das Akademische Prüfungsamt, sollen



Uni-Kanzler Prof. Dr. Ulf Pallme-König
(Bild: Uni Düsseldorf)

mit passenden Räumen ausgestattet werden“, fordert Pallme König. Des Weiteren sollen der Career Service, das Sprachenzentrum, ein Service für Schulen und auch eine Anlaufstelle für Fachschaften und den AStA einen Platz im neuen Bau finden. Für das obere Stockwerk wünscht sich Pallme König eine Lounge, damit die Studierenden auch mal in Ruhe zusammensitzen können. Diese Idee hat er sich in Bochum abgeschaut.

Finanzierung

Die Finanzierung bereitet aktuell noch Sorgen. Die HHU muss den Betrag von zehn bis elf Millionen Euro alleine stemmen. Hinzukommt der bereits existierende Finanzierungsstau von 800 Millionen Euro im Bereich der Hochschulstandortentwicklungs-



Hier soll der Service-Klotz entstehen
(Bild: Selina Marx)

planung. Diese Tatsache wird von einigen Personen intern als Gegenargument verwendet, auch wenn die Idee an sich von allen unterstützt wird. Die Größe ist für Pallme

König diskutabel, wenn es dadurch zur Kostenminimierung kommt, aber an dem Frontoffice-Backoffice-Konzept hält er fest. Das sei schließlich das Herzstück.

Wann das Projekt umgesetzt wird, steht noch nicht fest. Das Hauptproblem ist und bleibt die Finanzierung.

Selina Marx

Stadtwohnsitz für den Rektor

HHU präsentiert sich nun auch in der Stadt. Von Stiftung finanziert. Voraussichtlich kein Platz für Studierendenvertreter.

Die HHU ist eine Campus-Uni. Folglich spielt sich alles Leben auf einer begrenzten Anzahl zusammenhängender Quadratmeter ab. Das hat Vor- und Nachteile. Die Studierenden müssen nicht viel laufen, um vom Seminarraum in die Bibliothek oder die Mensa zu gelangen. Auch alle wichtigen Sekretariate und Ämter befinden sich in unmittelbarer Nähe zu den Vorlesungssälen. Sogar wohnen kann man auf dem Campus. Allerdings nutzt nur eine Minderheit diese Möglichkeit. Zum einen, weil die HHU eine Pendleruni ist und zum anderen, weil das Wohnen in der Stadt auch Vorteile mit sich bringt. Nur leider vergisst man in der Stadt nur allzu schnell, dass es auch noch eine Universität gibt.

Dem soll nun ein Ende gesetzt werden. Udo van Meeteren, Ehrenmitglied der „Gesellschaft Freunde und Förderer der Heinrich-Heine-Universität e.V.“ (GFF), hat der Uni das dreigeschossige Haus in der Shadowstr. 14 „geschenkt“. Um genau zu sein, gehört das Haus nämlich im rechtlichen Sinne der von van Meeteren 1980 eingerichteten gemeinnützigen „Stiftung van Meeteren“. Die Uni darf das Gebäude lediglich mietfrei nutzen. Für die Unterhaltskosten muss sie selbst aufkommen. Leitendes Motiv des Stifters sei es, „Düsseldorf nicht nur als Messestadt, Modestadt oder Werbestadt, sondern auch als Universitätsstadt präsentieren zu machen.“

Das denkmalgeschützte Gebäude wurde 1896/97 im

Stil des Historismus errichtet und 1999 renoviert. Dort will die Universität zukünftig in einem Begegnungs- und Informationszentrum über das Studienangebot informieren und Publikationen von Forschern ausstellen. Rektor Piper erklärte freudig: „Eine solche Stifterinitiative, die darauf abzielt, eine Stadt und ihre Universität als gemeinsamen Wissenschaftsraum zu prägen, ist in Deutschland bislang einzigartig.“ Der AStA-Vorstand hat derzeit keine Pläne oder Ambitionen das Haus mitzugestalten.

Wer ist eigentlich Udo van Meeteren?

Udo van Meeteren, der am 26. Mai 1926 in Mühlheim an der Ruhr geboren wurde, ist heute einer der größten privaten Stifter Deutschlands.

Seine Karriere begann 1952 im Bergbaukonzern Michel-Gruppe, an der schon sein Vater beteiligt war. Anfang der 70er Jahre verkaufte er die Gruppe und machte sich mit dem Gewinn selbstständig. Er spekuliert an der Börse, beteiligt sich an Elektrohandelsunternehmen in den USA und Kanada und war von 1959 bis 1980 als Kommanditist beim Düsseldorfer Bankhaus Trinkaus & Burkhardt. Bis heute ist er der Dienstälteste im Verwaltungsrat. 1980 gründete er dann seine „Stiftung van Meeteren“, die unter anderem „Ärzte ohne Grenzen“ unterstützt. 2003 wurde er zum Düsseldorfer Ehrenbürger ernannt. Drei Jahre zuvor hatte er eine Million DM zur Erhaltung des kulturellen Erbes des Schlosses Benrath gespendet. Selina Marx



In Düsseldorf

Die Quadriennale ist zu Ende, Düsseldorfs Kunst- und Kulturszene versinkt in der Bedeutungslosigkeit. Die ganze Kulturszene? Gott sei Dank nicht, denn Düsseldorf ist jetzt „Lena-Stadt“! Mit einer symbolischen Schlüsselübergabe von Oslo zelebrierte die „Weltstadt“ dieses kulturelle Wachstum. Doof nur, dass bei der offiziellen Ernennung Lena nicht mal anwesend war. Personifizierung eines Programms ohne die Person. Aber wieso soll das, was in der Politik zu Wahlsiegen führt, nicht auch bei der Imagepflege einer Stadt wirken.

In Deutschland

Dabei hatte Deutschland doch extra vorgesorgt! Um den Kritikern des überbeurteilten Spektakels und allen Freunden der Musik den Wind aus den Segeln zu nehmen, hat die Regierung einen neuen Gesetzesentwurf auf den Tisch gebracht: Gegen Kindergeschrei als Lärmbelästigung zu klagen, soll in Zukunft nicht mehr möglich sein. Denn der Lärm von Kindern, wie er beispielsweise aus Kitas dringt (oder eben der Songcontestbühne) sei „sozialadäquat“ und keine gesundheitsbelastende Immission.

Apropos Immissionen: Wie viel Schadstoffe und wie umweltbelastend ist eigentlich ein Porsche? Erinnert ihr euch, wie sich Gesine Lötsch letzte Woche noch gerne auf den Weg zum Kommunismus gemacht hätte? Ihr Co-Captain Klaus Ernst hat jetzt das dazu passende Transportmittel gefunden. Wie jetzt der Porsche oder etwa die Hütte in den Tiroler Alpen zum Thema gleichwertige Lebensverhältnisse und Umverteilung von arm auf reich passt, konnte er zwar jetzt nicht erklären. Er weiß nur: „Man kann als Linker nicht nur rumlaufen, als hätte man drei Tage lang nicht geschlafen, nichts gegessen und auch noch schlecht gesoffen.“

Man wird also noch einige Personen kennenlernen, im großen Wahljahr 2011. Vielleicht auch einige Personen wieder-treffen. Zum Beispiel Jürgen Rüttgers. Der ehemalige CDU-Regierungschef kündigte an, im Falle von Neuwahlen

erneut als Ministerpräsident in NRW zu regieren. Der Rüttgers, der kann keine Opposition mehr, lautete der Tenor nach dem Abschied von Schwarz-gelb im Rheinland. Gut für ihn, dass seine Parteikollegen da besser dran sind. Die CDU- und FDP-Fraktionen hatten einen Eilantrag beim Landesverfassungsgericht gegen den Nachtragshaushalt der Minderheitsregierung gestellt. Und was mein das Gericht? Ja, Kraft ist eine Haushaltssünderin. Die oberste Landesinstanz stimmte dem Antrag zu und erließ eine einstweilige Verfügung: Bis zur Hauptgerichtsverhandlung muss ohne weitere Kreditaufnahme regiert werden. Das Jahr 2010 ist noch nicht vorbei. Kraft leidet. Und schwubs, ist Jürgen Rüttgers wieder auf der Bildfläche. Wer auch sonst.

In der Welt

Nun ja, Personalisierung kann auch nach hinten losgehen, daran sollten sich die deutschen Parteien auch mal erinnern. Personen nerven halt manchmal auch irgendwann, oder brechen einfach all ihre Versprechen. Tunesien ist da ein gutes Beispiel, nach fast 25 Jahren hatten die einfach die Nase voll von Sein al-Abdin Ben Ali. Da half noch so viel Diktatoren-Kult nichts. Irgendwann kommt man drauf, dass Andere nur Sündenböcke sind. Und dann demonstriert man halt.

Die Sauds machen das da schlauer. Die haben eine ganze Familie, die einen Kult um sich aufbauen und über den Rest des Landes bestimmen. Da gibt's dann nicht nur einen Sündenbock, vor allem kann man sich auch in der Familie schön gegenseitig beschuldigen. Kein Wunder also, dass Ben Ali nach den Aufständen und gewalttätigen Protesten in seinem Land nach Saudi-Arabien flieht. Aber leider ist es jetzt auch schon zu spät, um sich doch noch andere Diktaturkonzepte anzuschauen. Ben Ali dürfte nicht wieder den tunesischen Thron besteigen.

Apropos Personalisierung: Das ist es, was der europäischen Union fehlt. Das ist der Grund, warum seit dem Lissabonner Vertrag ein Außenminister für die EU vorgesehen ist. Und was sagt die

Außenministerin, was sagt Catherine Ashton zu den Vorgängen in Tunesien? „Tunisia wants to be a stable democracy, in full respect of fundamental rights and freedoms. It wants free and fair, inclusive elections. We will support Tunisia in their endeavours to achieve this.“

Oh, das dürfte Sarkozy und Berlusconi gar nicht so gefallen. Besser ein Diktator, der seine Schäfchen im Dorf hält, als flüchtende Boatpeople vor den Küsten. Besser ein Diktator, der sichere Handlungsbeziehungen eingeht, als eine chaotische Demokratie mit islamistischen Parteien.

Doch was heißt chaotische Demokratie? Vielleicht muss man so eine Übergangsregierung bezeichnen, die nach nur einem Tag im Amt schon drei Rücktritte zu verzeichnen hat. Drei Gewerkschaftsvertreter traten von ihren Ministerämtern zurück. Sie würden die Übergangsregierung nicht anerkennen, da weiterhin wichtige Schlüsselpositionen von Ben Alis Vertrauten besetzt seien, erklärten die Gewerkschaftsmitglieder.

Aber: drei ist weniger als elf. Und mit elf Ministerrücktritten muss in diesen Wochen die Regierung Libanons kämpfen. Die Minister protestieren damit gegen eine Sonderermittlungskommission der UN, die den Mord an dem ehemaligen Ministerpräsidenten Rafiq Hariri untersucht. Der Regierungschef und 22 weitere Menschen waren 2005 bei einem Bombenattentat ums Leben gekommen. Zwei der zurückgetretenen Minister gehören der Hisbollah an, die fürchtet, bei dem UN-Sondertribunal beschuldigt zu werden.

Völlig außerhalb des Kreuzfeuers und trotzdem zurückgetreten: Apple-Chef Steve Jobs. Der geniale Kopf der Firma führte das Unternehmen mit dem weißen Apfel durch iPhone-Hype und MacBook-Kult. Steve Jobs erscheint auf einer Bühne und die Aktien steigen, wie bei dem Guttenberg. Ob der Guttenberg sich an Jobs ein Beispiel genommen hat? Wenn ja, sieht es schlecht aus um das Vorbild: Steve Jobs hat sich krankheitsbedingt von der Leitung des Konzerns verabschiedet. Solche Rücktrittsgründe gibt es also auch.

Jacqueline Goebel

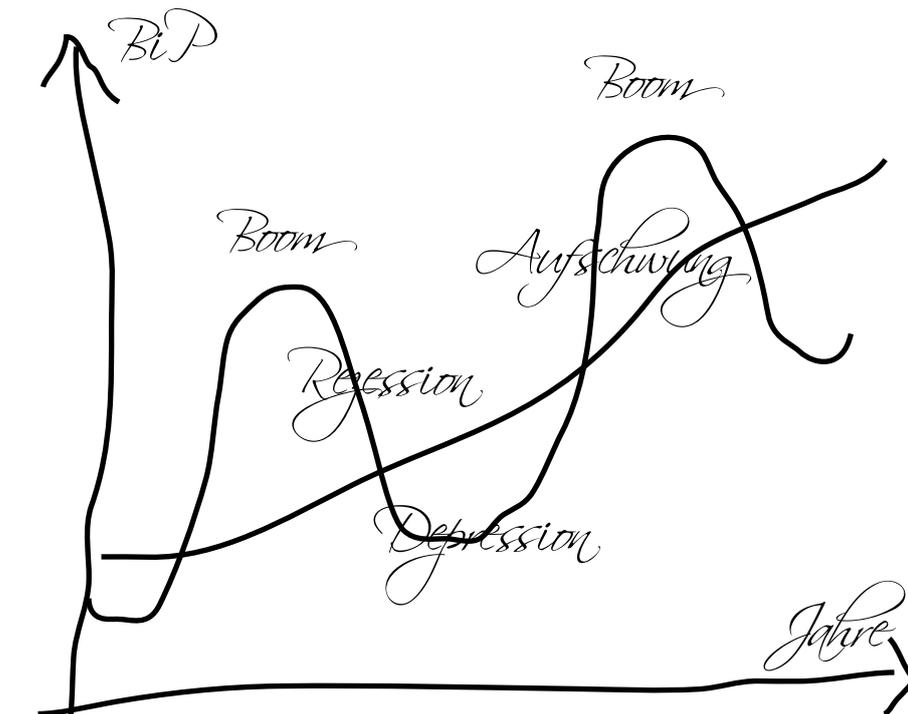
Exponentiell in die Sackgasse? Ein Denkanstoß.

Was steht ganz oben auf der Prioritätenliste der etablierten Politik? Bereits auf dem Deckblatt des Koalitionsvertrags der schwarz-gelben Regierung wird man fündig: „Wachstum. Bildung. Zusammenhalt.“, ist dort zu lesen. Was an erster Stelle steht, wird auch von Politikern, Unternehmern und Experten jeglicher Couleur im Talkshow-Wanderzirkus von Will bis Plasberg gebetsmühlenartig wiederholt: Wir brauchen Wachstum, Wachstum, Wachstum. Alternativlos - wie so vieles dieser Tage. Was aber verbirgt sich hinter diesem Begriff?

Für die Antwort lohnt ein kurzer Ausflug in die Tiefen der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung. Durch sie werden die wirtschaftlichen Aktivitäten der Bundesrepublik erfasst, ihre Leistungsfähigkeit quantifiziert. Standardmaß ist dabei das Bruttoinlandsprodukt (BIP), das den Wert aller erwirtschafteten Güter und Dienstleistungen eines Jahres angibt. Die relative, prozentuale Veränderung des BIP von einem Jahr auf das nächste bezeichnet man dann als Wirtschaftswachstum. So weit, so sachlich.

Hoffnung statt Rationalität

Menschen scheinen aber zumindest in ihrem Umgang mit diesen Maßzahlen nicht dem Bild des rationalen Homo Oeconomicus zu entsprechen, das der Wirtschaftstheorie zugrunde liegt. Im Gegenteil sind mit dem Wachstum enorme Hoffnungen und Erwartungen verbunden. Wachstum wird angesehen als Grundlage für Beschäftigung, hohe Einkommen, gesellschaftliche Stabilität, sozialen Frieden, wenn nicht gar Demokratie und - in letzter Konsequenz - Wohlfahrt und Glück. Dass



Der Wirtschaftszyklus: Muss es immer weiter wachsen?
(Grafik: Jacqueline Goebel, Regina Mennicken)

wirtschaftliches Wachstum aber nicht als Basis sozialen Wohlergehens dienen kann, machen schon wenige Überlegungen deutlich.

Die Berechnung des BIP schließt für Zusammenhalt der Gesellschaft wesentliche Tätigkeiten wie Familienarbeit, Ehrenamt und soziales Engagement aus. Und trägt damit nicht gerade zu einer Haltung bei, die den Wert von Dingen auch dann anerkennt, wenn diese keinen Preis haben. Außerdem kann das BIP keine Aussagen über den gesellschaftlichen Nutzen der erbrachten Dienstleistungen und produzierten Güter treffen. Umstände der Produktion, die Verteilung des Wohlstands – Nein, das hat mit dem BIP und mit Wachstum nichts zu tun. Ob man der Nichte einen Teddybären kauft oder einen Panzer in ein Krisengebiet liefert, spielt keine Rolle. Unfälle, Kriege, Naturkatastrophen und die damit ver-

bundenen Reparatur- und Wiederaufbaumaßnahmen - alles fließt positiv in die Rechnung ein. So kann es zu der absurden Situation kommen, dass Wachstumssteigerungen nötig werden zur Bekämpfung negativer Folgen des Wirtschaftens, die es ohne dieses Wachstum nie gegeben hätte. Die Wachstumsmaschine reproduziert laufend ihren eigenen Existenzanspruch.

Wer Phänomene wie das „jobless growth“ (Wachstum ohne Beschäftigungszunahme) betrachtet und Staaten, die trotz hoher Wachstumsraten mit enormen sozialen Konflikten zu kämpfen haben, muss die Erwartungen an das Wachstum als Illusionen bezeichnen. Höchst real sind aber die Konsequenzen dieser Illusionen.

Auf Kosten von Ressourcen

Die einseitig wachstumsfixierte Art des Wirtschaftens

ist an ein Wachstum des Ressourcenverbrauchs geknüpft. Wenn aber das Wirtschaften eine solch elementare Grundlage wie den Ressourcenbestand gefährdet und der Boom der Wirtschaft zur Rezession der natürlichen Lebensgrundlagen führt, dann schließt dieses Wachstum eine dauerhaft aufrecht zu erhaltende Entwicklung aus. Die negativen externen Kosten müssten eigentlich in die Produktpreise einfließen. Doch nicht der Verursacher trägt sie, sondern allzu oft wird die Last auf die Steuerzahler oder zukünftige Generationen abgewälzt. Eine Flatrate auf Natur- und damit Zukunftsverbrauch wird es nicht geben.

Der Wachstumszwang hat auch zur Folge, dass sich ein technischer Innovationszwang durchsetzt. Welche Technologie den Menschen dient und welche mit nicht kontrollierbaren Risiken behaftet ist, wird gar nicht mehr gefragt - ganz zu schweigen

von dem Leistungsdruck, der sich auf dem Arbeitsmarkt einstellt, wenn Innovationen zum Selbstzweck werden.

Weder stetig noch angemessen

Angesichts dieser Tatsachen jetzt das Wachstum als solches zu verdammen, die Moralkeule oder den Kulturpessimismus auszupacken, wäre naheliegend – und doch falsch. Denn bei aller gebotenen Vorsicht und der Frage nach der Mitverantwortung der Konsumenten ist ein „stetiges und angemessenes“ Wirtschaftswachstum seit dem Stabilitätsgesetz von 1967 eine Zielvorgabe der Wirtschaftspolitik. Wer diese kritisiert, hat den Gesetzestext gegen sich – und die Re-

alität auf seiner Seite. Denn in den letzten 40 Jahren sind die Wachstumsraten tendenziell gesunken. Im Klartext: Die Grundannahme einer langfristig exponentiell wachsenden Volkswirtschaft mit konstanten oder gar steigenden Wachstumsraten ist nicht haltbar. Von „stetig“ kann also keine Rede sein. Und was ist mit „angemessen“?

Hilfe sollte man von den Wirtschaftswissenschaften erwarten. Diese haben in den letzten Jahren allerdings eher den Eindruck einer Werbeveranstaltung für ihre eigenen Konzepte aus dem vergangenen Jahrhundert vermittelt und häufig jede professionelle Distanz zu ihrem eigenen Untersuchungsgegenstand missen

lassen. Wer lange sucht, findet aber zögerliche Ansätze – „Nationaler Wohlfahrtsindex“, „Umweltökonomische Gesamtrechnung“ oder „Sozialökonomische Gesamtrechnung“ sind solche Ideen, die alten Modelle sinnvoll um soziale und ökologische Kriterien zu ergänzen.

Man kann es Ideologie nennen, Verheißung oder ein Glücksversprechen. Wachstum als säkulares Glaubensbekenntnis einer sich als aufgeklärt verstehenden Gesellschaft ist weder zeitgemäß noch zielführend. Die Frage muss lauten, wie eine hohe Lebensqualität ohne eine Ausweitung des Ressourcenverbrauchs erhalten werden kann, wie sich gesellschaftliche Ziele auch mit geringen

oder sinkenden Wachstumsraten umsetzen lassen. Was bedeutet für uns Fortschritt, wer profitiert davon und wer trägt die Kosten? Welche Produkte, Verfahren, Strukturen bringen uns weiter?

Fragen, die spätestens im Herbst vergessen sein werden. Wenn das Herbstgutachten der Wirtschaftsweisen veröffentlicht wird, wird wieder eine ganze Nation wie das Kaninchen vor der Schlange den Prophezeiungen der Hohepriester des Wachstums lauschen und sich selig der kollektiven Selbsthypnose vom alternativlosen „Höher, Schneller, Weiter“ hingeben.

Felix Wittstock, 22, studiert Sozialwissenschaften an der HHU.



Zu Gast:

Tino Seidemann

Es fehlt der Sport. „In der Campus Delicti muss nichts über die Erfolge der Fortuna stehen, aber beispielsweise über Uni-Meisterschaften. Der Sport auf dem Campus, darüber muss berichtet werden“, findet Tino Seidemann. Er studiert im ersten Semester Pharmazie und liest seit der ersten Woche an der HHU die Campus Delicti. „Anfangs einzelne Artikel und inzwischen lese ich eigentlich alles“, berichtet er. So gewinnt man die Herzen einer Redaktion. Und insgesamt sei das auch wirklich gut, was wir jede Woche abliefern. Nur manchmal, da kommen die Autoren einfach nicht auf den Punkt. Er hatte besonders das Portrait einer Mitarbeiterin der ULB vor einigen Wochen in Erinnerung. „Ich weiß, dass es dem Autor sehr gut gefallen hat, dass er Kaffee bekommen hat und alle sehr freundlich waren“, erklärt er. Nur die harten Fakten hatte er nachher vergessen. Wofür die Mitarbeiterin eigentlich genau zuständig war? „Das ist ein bisschen untergegangen.“

Manchmal mangle es auch an kritischer Distanz. So zum Beispiel beim Portrait des Uni-Kiosk-Betreibers. „Als beschrieben wurde, der Laden sei so unscheinbar, man könne ihn fast nicht wahrnehmen“, sei das fast einer Kaufaufforderung gleichgekommen, so Seidemann. Gut ist, dass Campus Delicti einen angenehmen Ton pflege, dass man sich als Studierender angesprochen fühle. Also soweit scheint einiges gut zu laufen. Nur der Sport fehlt eben. Wir arbeiten dran. In Zukunft wird es verstärkt eine Campus bezogene Sportberichterstattung geben.

An der Redaktionstür der Campus Delicti (unten, auf der AStA-Ebene) hängt eine Liste. Wer Blattkritiker werden möchte, kann sich dort eintragen. Tino hatte es auch so gemacht. „Ich wollte euch einfach mal sagen, was ich von der Campus Delicti halte“, sagt er abschließend.



Die Blattkritik findet jeden Montag um 18 Uhr, zum Auftakt jeder Redaktionssitzung statt. Jeder Gast bekommt rund 20 Minuten, in denen er ebenfalls seine Meinung äußern darf. Kontakt auch über redaktion@campusdelicti.de

David Eagleman: Fast im Jenseits

Sobald der Mensch das Licht der Welt erblickt, quälen ihn viele Fragen: Wann gibt es endlich Essen? Wo bleibt der Bus? Wie bekomme ich jetzt einen frischen Kaffee? Vor allem aber: Was kommt nach dem Tod? Es wurden mehrere Theorien dazu entwickelt und weil Neurowissenschaftler David Eagleman sich für keine davon entscheiden konnte, fügte er noch vierzig hinzu.

Sieben Monate lang Sex

Zum Beispiel: „Nach ihrem Tod leben Sie Ihr Leben ein zweites Mal, nur dass diesmal die Ereignisse in einer sinnvolleren Reihenfolge angeordnet sind: Ähnliche Momente werden zusammengefasst. Sie fahren zwei Monate lang mit ihrem Auto die Straße vor Ihrem Haus auf und ab. Sie haben sieben Monate lang Sex. Dreißig Jahre lang schlafen sie, ohne ein einziges Mal die Augen zu öffnen.



Fünf Monate lang sitzen sie auf dem Klo und blättern in Zeitschriften. Sie nehmen alle Schmerzen auf einmal auf sich, siebenundzwanzig heftige Stunden lang. Knochenbrüche, Autounfälle, Schnittwunden und Geburten. Wenn Sie das überstanden haben, verläuft der Rest ihres Daseins im Jenseits schmerzfrei.“

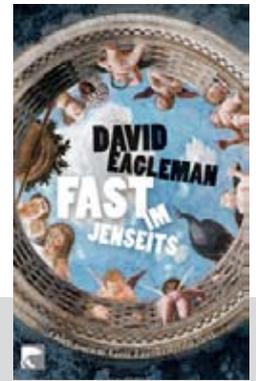
Warum Gott Frankenstein liest

In weiteren neununddreißig waghalsigen Jenseits-Entwürfen sinniert Eagleman, dass „Frankenstein“ Gottes Lieblingsbuch sein könnte, weil er doch eine ähnlich verheerende Erfindung gemacht hat; dass man die Anzahl von Stunden, die man im Leben geträumt hat, nach dem Tod als Statist in den Träumen anderer ableisten könnte; dass

man erst wirklich stirbt, wenn der eigene Name das letzte Mal gesagt werde, und bis zu diesem Zeitpunkt mit Shakespeare, Hitler und vielen anderen in einer großen Halle warten müsse; oder dass die Hölle ein Vorort mit vielen kleinen Reihenhäusern und spießigen Nachbarn sein könnte.

Ein Plädoyer für das Diesseits

„Fast im Jenseits“ bereitet dem Leser viel Freude: der Autor erfindet Geschichten, die ziemlich absurd und vor allem sehr erheiternd sind. Beim Lesen dieser kurzweiligen Theorien über das Leben nach dem Tod stellt sich schon bald ein Gefühl ein: Das Leben vor dem Tod, so scheint es, ist vielleicht gar nicht so übel. Jedenfalls nicht so übel wie David Eagleman sich das Jenseits vorstellt.



Sophias Welt

Filme von A-Z

Die Klapperschlange (1981)

Regie: John Carpenter
Hauptdarsteller: Kurt Russel, Lee van Cleef, Ernest Borgnine

„Sie sind unser Ass, Plissken.“ - „Nennen Sie mich Snake!“ Er sieht ein bisschen aus wie Jon Bon Jovi mit Augenklappe, unser Held, die einäugige Schlange. Snake Plissken ist ein berüchtigter Verbrecher, vom FBI auserkoren, eine wichtige Mission zu erfüllen. Und er steht etwas unter Zeitdruck. Revolutionäre haben den ersten Mann der Vereinigten Staaten gekidnappt und ihn in das Ghetto verfrachtet, dass einst New York City war. Snake Plissken soll ihn wieder heraus holen und danach zu einem freien Mann werden. Damit er seine Mission auch tatsächlich erfüllt, hat das FBI ihm eine Flüssigkeit ins Blut gespritzt, die binnen 24 Stunden zu seinem Tod führt, sofern er bis dahin nicht mit dem Präsidenten wieder da ist. Und so startet Snake Plissken seinen Aus-

flug in diese Stadt, die in ein surreales Dunkel getaucht ist.

In John Carpenters düsterer Zukunftsvision von 1981 ist Manhattan im Jahre 1997 zu einem Massengefängnis geworden, in dem nur eine Regel gilt: Wer einmal hinein geht, kommt nicht wieder heraus. Die mit dem zynischen Namen „Liberty Island“ getaufte Halbinsel ist zu einem Ort geworden, in dem Anarchie herrscht und jeder lebt wie ein Obdachloser. Jeder, außer der „Duke“, der Fürst dieses dunklen Manhattans, in das die Vereinigten Staaten ihre schlimmsten Verbrecher sperren. Und dieser „Duke“, der an eine Eighties-Version von P. Diddy erinnert und mit einem alten Volvo mit Kronleuchtern auf der Kühlerhaube durch die Gegend gefahren wird, hält den Präsidenten gefangen. Mit dieser kostbaren Geisel will er den Staat erpressen und mit seinen Anhängern aus dem Gefängnis des Big Apple heraus wandern. So der

Plan. Mit dem Mann mit der Augenklappe hat er nicht gerechnet.

In „Die Klapperschlange“ wird der Betrachter Zeuge einer Verfolgungsjagd, die vielleicht nicht durch ihren brillanten Plot, umso mehr aber durch ihre skurrile Kulisse glänzt. Die Bilder, die Dean Cundeys Kamera einfängt, liegen stets im Halbdunkel, lassen die Gefahr hinter jeder Ecke vermuten. Manhattan ist ein Ghetto, dessen Set-Up auch aus dem legendären „Thriller“ Video von John Landis stammen könnte. Zum Glück kommt der Film, im Gegensatz zu „I am Legend“, ohne Zombies aus. Die Bildsprache von „Escape from New York“ - so der etwas passendere Originaltitel - ist bedächtig, die Schnitte sparsam: eine surreale Mischung aus Science-Fiction und Großstadt-Western, die zwar nicht mehr in die heutige Zeit passt, aber immer noch sehenswert ist.

Sophia Sotke

Ausleihbar in der ULB

Mein Lieblingsort: **Schloss Eller**

Ob Kneipe, Viertel oder Park: Wir stellen unsere liebsten Plätze im Dorf vor



Außenansicht (Bilder: Daniel Fiedler)

Bekannt für seine Schlösser ist das Rheinland wohl wirklich nicht. Doch es gibt sie, manchmal blitzen sie in den Touristenführer auf. Als prunkvoll und edel ist das Benrather Schloss bekannt – damit kann das Schloss Eller nicht mithalten. Schloss Garath würde gerne zur Heimat einer imagebedachten Firma werden – auch hierfür eignet sich Schloss Eller nicht.

Eigentlich eignet sich nicht mal der Begriff „Schloss“ für das Schloss Eller. Es ist mehr ein Haus und wurde bis Mitte des 20. Jahrhundert auch so genannt. Etwas über die Geschichte des stattlichen Herrenhauses zu erfahren, ist ein schwieriges Unternehmen. Auf dem Gelände des Schlosses stand im späten Mittelalter eine Burg, dem dort ansässigen Rittergeschlecht verdankt der Stadtteil

in Düsseldorfs Süden seinen Namen. Anfang des 18. Jahrhunderts fiel die Wasserburg in die Hände Jan Wellems. Erst um 1820 entstand das heute unter Schloss Eller bekannte Herrenhaus – zusammen mit dem von Maximilian Friedrich Weyhe angelegten Schlosspark.

Nein, nicht das Schloss ist Schmuckstück der Anlage nahe der Vennhausener Allee. Es sind die alten, von Wey-

he gepflanzten Bäume. Der Wassergraben rund um das Schloss und dessen Bewohner. Die Schildkröte, die auf den alten Ast zum Sonnenbaden kriecht. Das Eichhörnchen und die Vögel.

Botanischer Garten, Südpark und Volkspark sind die beliebtesten Jogging-Strecken für Studenten, die Treffpunkte für Grillfeiern und zum Mittagspicknick. Zu Unrecht, wie man entdeckt, wenn man sich einige Minuten durch den 30,75 Hektar großen Schlossgarten bewegt.

Ein weiteres Highlight: Der Abenteuerspielplatz mit selbstgezimmerter Holzhütten, auf den auch Pippi Langstrumpf eifersüchtig gewesen wäre. Hier stehen die Kinder bei gutem Wetter bereits Schlange, während die Tore noch geschlossen sind. Von hier aus wandert der Weg hoch zum alten Herrenhaus, das von Wassergräben umgeben ist. Unter dem Anwesen erstreckt sich ein kleiner Dorfplatz, in dem früher die Angestellten wohnten. Auch heute sind die alten Fachwerkhäuser zwischen den Weiden Privatwohnungen. Keine Touren, keine Besichtigungen, das Haus wird für Empfänge und Hochzeiten genutzt. Nicht mal Bewohner des Stadtviertels Eller kennen den Schlosspark oder wissen um den Abenteuerspielplatz. Eine Oase, der es an Werbung fehlt. Und das ist auch gut so.

Jacqueline Goebel

Der AStA informiert...

Allgemeiner Studierendenausschuss

V.i.S.d.P.: AStA-Vorstand

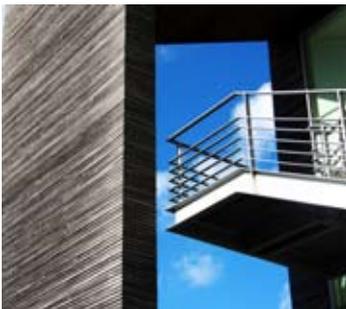


Transparenz

Wir wollen die Strukturen der Universität transparenter machen. Dazu gehören das Studentenwerk sowie auch der uneigene Haushalt. Das Studentenwerk betreibt die Mensen, die Cafeterien sowie die Wohnheime. Wir wollen mit unserem Transparenz-Referat herausfinden, ob die Preise gerechtfertigt und die Qualität angemessen ist - im Vergleich zu anderen Universitäten in NRW. Dafür erstellen wir Preisvergleiche, listen die Angebote in den verschiedenen Gastronomiebetrieben auf und vergleichen die Ergebnisse. In den Wohnheimen wird eine Bedarfsermittlung durchgeführt, wie viele Plätze benötigt werden, ob diese bereit gestellt werden und in welchem Zustand sich die einzelnen Wohnheime befinden. Außerdem gehen wir bei der Analyse auch auf die bestehenden Belastungen durch die Aussetzung der Wehrpflicht bzw. auf den kommenden Doppelten Abiturjahrgang ein.

In Bezug auf die Uni-Haushalt wollen wir ebenso „in das dicke Brett“ der Verwaltung bohren und offen legen, wohin die Gelder fließen und für wie sinnvoll wir das halten. Hier sind vor allem Verschiebungen der Budgets zur Renovierung von Gebäuden, zum Campus-Ambiente oder für Personalkosten zu beachten.

(Bild: pixelio.de/Samy13)



Sicherheit auf dem Campus

Zusammen mit dem Dezernat 6 der Verwaltung „Gebäudemanagement“ arbeiten wir an besseren Sicherheitsverhältnissen – auch in der Dunkelheit sollt ihr euch auf dem Campus sicher fühlen. Die Beleuchtung ist unserer Meinung nach verbesserungswürdig, der Begleitservice des Sicherheitsdienstes zu unbekannt. Gemeinsam möchten wir erreichen, dass Ihr euch in Zukunft sicherer fühlt, wenn ihr im Dunklen von der Bibliothek zur Haltestelle oder zum Parkplatz lauft.

(Bild: pixelio.de/Rainer Sturm)



Unicard

Ein schwieriges Projekt braucht Zeit! Um alle Tickets und Karten zu einer einzigen zusammenzufügen, braucht es viele Gespräche mit den Verantwortlichen in der Mensa, dem Studentenwerk, der Bibliothek und der Rheinbahn. Mit diesem Thema wollen wir uns in 2011 stark beschäftigen und hoffen, hier erfolgreich Fortschritte machen zu können.

(Bild: pixelio.de/S. Hofschlaeger)



Was vermiest dir jeden Morgen den Studienalltag?

Mail es uns unter: feedback@asta.uni-duesseldorf.de

Du willst informiert werden und bist interessiert daran, was an der HHU passiert? Melde dich für unseren Newsletter unter www.asta.uni-duesseldorf.de an.

Du willst ernsthaft wissen, was der AStA in Gebäude 25.23.U1 hinter dem SP-Saal macht? Verfolge unsere Tätigkeiten in den Weiten des Internets auf www.facebook.com/astaHHU.

Donnerstag, 20.01.

Musik: Rinus van Alebeek & Thilo Schölpfen, 20 Uhr, damenundherren-kulturverein, Oberbilker Allee 35

Kino: Black Swan, ab heute um 19.30 Uhr und 21 Uhr, Metropol, Brunnenstr. 20

Campus: Ringvorlesung „Ästhetik und Gewalt“: „Aufspießen, Zerstückeln, Werfen. Sadismus und autonome Form in der modernen Plastik“; Vortrag von Prof. Dr. Hans Körner, HS 3E, Donnerstags von 16-18 Uhr.

Freitag, 21.01.

Ausstellung: Berlin bei Nacht, bis 24 Uhr geöffnet, NRW-Forum, Ehrenhof 2

Konzert: F.R. (HipHop/Reggae), 19.45 Uhr, Stone im Ratinger Hof, Ratinger Str. 10

Samstag, 22.01.

Flohmarkt: Trödel im Gare du Neuss, 8 - 16 Uhr, Karl-Arnold-Str. 3-5, Neuss

Party: Funkorama Vol. 3, 22 Uhr, Spoerl im Mengwasser, Friedrichstr. 115a

Sonntag, 23.01.

Exkursion: WDR in Köln, Anmeldung unter interkult@studentenwerk-duesseldorf.de

Kunst: Intensif Station (Rauminstallationen), 11-18 Uhr, K21, Ständhausstr. 1

Montag, 24.01.

Kino: Lost in Translation (Sofia-Coppola-Reihe), 19.15 Uhr, Souterrain, Dominikanerstr. 4

Dienstag, 25.01.

Career-Service: Trainee bei Apple: Info-Veranstaltung, 13-14 Uhr, Geb. 22.01. HS2D

SP-Saal: Konsolenabend, ab 19 Uhr, AStA-Gebäude

Mittwoch, 26.01.

Konzert: Nouvelle Vague, 20 Uhr, zakk, Fichtenstr. 40

Party : Oldschool-Tunes, 20 Uhr, Lustwandell, Ratinger Str. 23

2			1	4	9			
								3
4	8	7		6	3			
	4					8	7	
				9	8	6	4	
		5			4	2		
				8	1			
9		6	2					
						3		7

Leckerbissen

Nachts im Museum

Keine Zeit für Kunst? Kein Problem! Vielbeschäftigte Studierende können jetzt auch die Abendstunden im Museum verbringen: Das NRW-Forum am Ehrenhof, in dem momentan die Ausstellung „Berlin bei Nacht“ von Ellen von Unwerth gezeigt wird, hat freitags bis Mitternacht auf. Samstags kann man sich bis 22 Uhr die Sammlung im K20 ansehen – und danach gemütlich in der Altstadt oder auf der Ratinger Straße einkehren.

Coppola in Reihe

Anlässlich des großen Erfolges von „Somewhere“ lädt das Souterrain-Kino zu einer Sofia-Coppola-Filmreihe. In dem gemütlichen Programm-Kino in Oberkassel ist am kommenden Montag um 19.15 Uhr „Lost in Translation“ mit Bill Murray und Scarlett Johansson zu sehen. Am darauf folgenden Montag, dem 31. Januar, steht dann Coppolas Meisterwerk „Marie Antoinette“ mit Kirsten Dunst und Jason Schwartzman auf dem Programm.

Bummeln im Bahnhof

Direkt neben dem Neusser Hauptbahnhof liegt der „Gare du Neuss“ – eine schöne Trödelhalle, in der man von anspruchsvollen Antiquitäten bis trashigen Vintage-Kleidern eigentlich alles findet. Jeden Samstag kann man hier von 8-16 Uhr feilschen und sich danach im „Café Stückgut“ erholen. Den Neusser Hauptbahnhof erreicht man zum